

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Bericht des Apostol. Vikars, Bischofs Franz Xaver Geyer, über den Stand der Mission 49. — Das Leben eines Missionärs in Afrika 56. — Aus dem Missionsleben: Ein schönes Beispiel heroischer Standhaftigkeit 61. — Ngatha 62. — Weiteres 64. — Unterhaltendes: Schwarzes Elfenbein 65. — Verschiedenes: Marienverein für Afrika 69. — Das Schiff der Wüste 70. — Zaubermittel gegen Kopfschmerzen und Rheumatismus 71. — Ausstellungsbrief des Kameruner Königs Fatlala an seine Schwiegermutter 72.

Abbildungen: Am Nil. — Missionshaus in Kayango. — Bei der Tränke. — Eine kleine Karawane. — Schilf-Mädchen aus Tonga. — Kornspeicher bei den Denka. — Kamelherde am Flußufer.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Herr **Josef Schreibhuber** (Buding) — Herr **Johann Schmid** (Buding) — Herr **Johann Maria Straßmaier** (Buding) — Frau **Elisabeth Gasser** (Feldthurns) — Hochw. Herr **Ignaz Fuchs**, Pfarrer (Anthering) — Ehrw. Schwester **Ingeberta** (München) — Hochw. Herr **E. Laucher**, Pfarrer (Griesbach).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Briefkasten der Redaktion.

An St. in E. Für 1909 und 1910 Abonnement erhalten. Herzliches „Vergelt's Gott!“

L. S. in D. Kartengruß erhalten. Wenn dein Erfurt nicht möglich, noch weniger mein Besuch. Welcher Nutzen könnte sonst noch herauszusehen? Vielleicht mittels eines Lichtbilder-Vortrages.

Unsere Briefmarkensammler bitten wir, die Marken vom Papier nicht loszulösen, weil sie leicht beschädigt werden, sondern mit einem Papierrand auszuschneiden.

Briefporto aus Deutschland nach Oesterreich ist gleich wie im Inland, d. h. für Briefe bis 20 g 10 Pfennig und nicht 20 Pfennig und für Postkarten 5 Pfennig, nicht 10 Pfennig.

Wenn jemand alte Jahrgänge der Zeitschrift **„Stimmen aus Maria-Laach“** entbehren kann, so bitten wir, diese Hefte an unser Missionshaus zu senden.

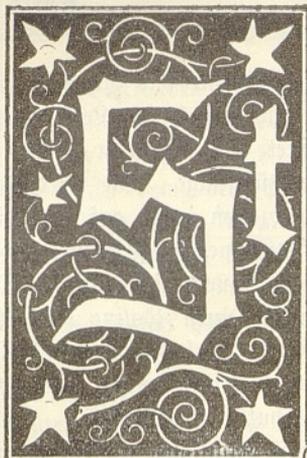
Redaktionschluß: 10. Februar.

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 1. Jänner bis 1. Februar 1910 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:

10 12 28 31 32 57 64 78 83 90 104 121 123 154 162 185 198 251 257 258 260 264 268 282 284 286
 292 312 321 329 333 351 368 375 379 380 383 407 422 423 446 451 453 755 458 472 4-3 5-9 5-34
 562 585 586 618 645 646 652 662 667 671 679 698 701 706 708 711 717 718 727 730 736 737 764
 776 779 780 782 783 790 823 841 842 851 852 870 872 876 879 882 886 887 890 901 904 925 927
 940 944 962 993 996 1000 1003 1006 1013 1017 1027 1034 1035 1051 1064 1073 1077 1089 1093 1094
 1097 1101 1105 1114 1122 1127 1157 1164 1167 1174 1176 1177 1196 1202 1209 1223 1224 1239 1245
 1246 1247 1248 1253 1262 1267 1268 1272 1277 1282 1300 1322 1324 1374 1381 1385 1388 1414 1416
 1428 1443 1445 1449 1461 1483 1485 1506 1513 1516 1517 1536 1549 1559 1562 1586 1594 1610 1614
 1616 1622 1662 1683 1694 1698 1705 1708 1710 1723 1724 1731 1734 1740 1746 1766 1767 1773 1777
 1781 1799 1864 1865 1870 1883 1885 1888 1891 1911 1916 1918 1934 1946 1954 1978 2011 2013 2029
 2031 2056 2091 2096 2099 2115 2151 2159 2192 2203 2232 2240 2256 2264 2282 2334 2340 2 41 356
 2383 2400 2405 2412 2422 2471 2476 2543 2552 2559 2564 2568 2578 2579 2580 2584 2595 2607 2611
 2622 2625 2641 2651 2663 2671 2674 2701 2705 2711 2714 2729 2733 2748 2778 2789 2794 28 3 2 40
 2844 2848 2856 5862 2866 2918 2924 2925 2933 2961 2977 2987 2991 2993 2997 3021 3022 3029 3052
 3061 3062 3099 3134 3173 3200 3235 3236 3254 3278 3298 3321 3346 3348 3353 3384 3388 3395 3403
 3410 3418 3434 3435 3445 3453 3457 3477 3479 3497 3510 3535 3550 3572 3573 3584 3601 3612 3623
 3640 3652 3666 3673 3677 3698 3735 3739 3803 3840 3860 3867 3869 3892 3914 3923 3924 39 8 3931
 3952 3954 3955 3956 3957 4011 4057 4068 4097 4110 4115 4120 4126 4 51 4165 4 68 4171 4176 4 93
 4229 5000 5014 5020 5029 5034 5039 5054 5062 5068 5117 5152 5203 5210 5215 5233 5261 5288 5291
 5302 5305 5351 5354 5384 5404 5414 5426 5436 5471 5475 5573 5642 5717 5737 3755 583 5939 5976
 6006 6246 6298 6397 6427 6437 6438 6444 6461 6474 6494 6633 6645 6659 6665 6685 67 3 6754 6889
 6941 6945 6949 6971 7001 7051 7057 7073 7079 7087 7091 7092 7093 7107 7109 7114 71 9 7133 7142
 7174 7179 7184 7196 7205 7227 7228 7229 7237 7282 7299 8006 8028 8029 8039 8042.

Gebetsgehörungen und Empfehlungen liefern ein aus: Aibach — Aibling — Bozen — Brigen — Ebensee — Franzensfeste — Gmunden — München — Regen — Schmöding — Sertn — Wien — Zell bei Ruffstein.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brigen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung Kr. 2.—, Mk. 2.—, Fr. 3.—.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 3.

März 1910.

XIII. Jahrg.

Bericht

Des Apostol. Vikars, Bischofs Franz Faver Geyer, über den Stand der Mission.

Dieser Bericht wurde erstattet dem Präsidenten des Vereins zur Unterstützung der armen Negerkinder. Er gibt ein übersichtliches Bild besonders über die Stationen im Innern des Vikariates.

* * *

Am Ende des Jahres 1908 befanden sich im Vikariate 10 Hauptstationen mit 22 Wanderseelsorgsposten, rund 3000 Katholiken, 211 eingeschriebene Katechumenen, 32 Priester, 25 Brüder und 42 Schwestern. In sechs Waisenasylen wurden 81, in 10 Schulen 412, in 3 Ackerbaukolonien 37, in 5 Werkstätten 63 Kinder unterrichtet. In 10 Armenapotheken wurden an etwa 90.000 Kranke unentgeltlich Arzneien verabreicht. Im genannten Jahre fanden statt 77 Taufen und 473 Taufen in Lebensgefahr. Im Laufe dieses Monats werde ich eine Reise in das Gebiet des oberen Nils, in die Gegend zwischen Gondoforo und dem Albert Nyanza-See, antreten. Das Ge-

biet gehört zu Britisch-Uganda und untersteht meiner Jurisdiktion. Der Zweck der Reise ist, für den geistlichen Beistand der daselbst aus Uganda eingewanderten eingeborenen Katholiken Vorsorge zu treffen und dann wo möglich eine Station zu gründen. Über die Resultate dieser Reise werde ich Euer Hochwürden seiner Zeit berichten.

Bevor ich die Reise antrete, will ich über den Stand der Mission das Wesentlichste schreiben.

Die Finanzkrise, welche von Ägypten ausging und seit zwei Jahren auf die Verhältnisse im Sudan drückt, zeigt zwar eine Neigung zur Besserung; es wird aber noch einige Zeit dauern, bis die Lage gänzlich saniert ist. Für unsere Sache hat die Krise auch einen Vorteil, indem ein Teil der schädlichen Elemente unter den Eingewanderten wegen Mangel an Arbeit und Verdienst das Land verlassen hat.

Im laufenden Jahre habe ich sämtliche Missionsstationen besucht.

Hier in Khartum ist der Kirchenbau, dessen Grundsteinlegung im Februar vorigen Jahres den Gegenstand eines gesonderten Berichtes bildete, in Angriff genommen worden. Zunächst handelt es sich um die Erstellung der Fundamente. Diese erheischen besondere Vorsicht, da der Baugrund nahe am Ufer des Blauen Nils gelegen und der Infiltration in hohem Grade ausgesetzt ist. Die Aufbringung der Mittel zur Vollendung dieses so notwendigen Baues wird mich noch viel Mühe und Sorge kosten, da die Mission hiezu nichts beizusteuern vermag.

Außer Khartum bestehen im nördlichen Sudan noch vier Stationen. Von den übrigen Orten haben die bedeutenderen eine Wanderseelsorge. Es sind dies 22 Orte mit je 30, 40, 50 bis 70 Gläubigen, welche unter Muselmanen zerstreut leben. Eine ständige Niederlassung kann an solchen Orten nicht errichtet werden, da es einerseits zu viel kosten würde und andererseits nicht genügende Arbeit für zwei Priester vorhanden wäre. Die Orte liegen 30 und selbst 200 Meilen voneinander entfernt, ohne regelmäßige Verbindungen. Sie werden in bestimmten Zeiträumen vom Missionär besucht. Diese Wanderseelsorge ermöglicht keinen regelrechten Unterricht der Jugend. Der Priester muß sich begnügen mit der Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Sakramente. Gerade Schulen sind ein wichtiger Faktor der Seelsorge in diesen Gegenden. Außer in Khartum, wo die Knabenschule 56 und die Mädchenschule 95 Zöglinge zählt, bestehen noch vier Knaben- und vier Mädchenschulen in den Stationen. Die größte Schwierigkeit besteht darin, gute Lehrer zu bekommen. Die Mehrzahl der erhältlichen Lehrer sind entweder Mohammedaner oder protestantische Zöglinge ägyptischer Missionschulen. Katholische sind sehr selten und daher teuer. Um diesem Übelstande zu begegnen,

habe ich heuer in Assuan, das sich dazu besonders eignet, eine Schule für Lehrer und Katechisten eröffnet. Einstweilen zählt sie acht ausgewählte Jünglinge. Sie werden in unserem Hause erzogen und auf das Regierungsexamen für Elementarlehrer vorbereitet. Diese Vorbereitung dauert vier Jahre. Die jährlichen Kosten für einen Zögling sind alles in allem 200 Mark. Auf diese Weise hoffen wir Lehrkräfte für die bestehenden und noch weitere Missionschulen zu erhalten.

Von den fünf Stationen im Innern hat vor allem Bau im Bahr-el-Ghazal bedeutende Fortschritte aufzuweisen. Allerdings hatte dieses Jahr mit einer harten Prüfung begonnen. Der gute Fortgang der Station hatte offenbar den Reid des bösen Feindes wachgerufen. Im Verlaufe von zwei Wochen brannte der größte Teil der Strohhütten der Station nieder, wobei eine Menge von Proviant und Tauschwaren im Werte von etwa 2500 Mark vernichtet wurden. Darunter fand sich ein Teil derer, die für die Stationen Kayango und Cleveland bestimmt waren. Auch die Kapelle aus Stroh wurde ein Raub der Flammen, mit einziger Ausnahme des hübschen Altarbildes, die heilige Familie darstellend, das ich im letzten Jahre hingebracht und geweiht hatte; ein mutiger Katechumene rettete es noch fast ganz unverfehrt aus der brennenden Kapelle. Alles übrige ging zugrunde. Mehrere Anzeichen deuteten darauf hin, daß der zweimalige Brand von böswilliger Hand gelegt wurde und wahrscheinlich von Mohammedanern. Leider konnten die Nachforschungen der Regierung trotz aller Verdachtsmomente den oder die Täter nicht mit Sicherheit feststellen. Die Missionäre fanden bei einem mitleidigen Engländer provisorische Unterkunft. Um weiterer Feuerseufahrt vorzubeugen, wurde der bereits in Angriff genommene Bau einer Wohnung aus Stein, eines Schlafrumes für Knaben und einiger Anneye aus Ziegeln beschleunigt. Ein

katholischer Irländer erbot sich großmütig, auf eigene Kosten ein Kirchlein aus Stein von 16 Meter Länge und 8 Meter Breite zu bauen. In demselben hielt ich ein Pontifikalamt und eine Ansprache an die versammelten Gläubigen und Katechumenen. Den materiellen Schaden hat die Mission zu tragen. Aber das Unglück hatte auch einen bemerkenswerten Vorteil für unser Werk. Im Unglück zeigen sich die wahren Freunde und werden die Gemüter offenbar. So war es auch da. Das Volk befandete seine Teilnahme und Anhänglichkeit an die Mission in rührender Weise und schloß sich noch enger an dieselbe an. In der Mission werden 21 Knaben erzogen und die Zahl der regelmäßigen Katechumenen beträgt 43. Die Knaben werden außer in der Religion noch in Handwerken unterrichtet, einstweilen in Schreinerei, in Schneiderei, Schusterei, Garten- und Feldarbeit. Jeder wählt sich ein Handwerk, das sie gewöhnlich in drei bis vier Jahren erlernen. So werden sie in den Stand gesetzt, sich hernach selbständig zu erhalten. Wissen und Aufführung derselben sind derartig, daß die meisten die erhohnte Taufe empfangen könnten. Wir warten aber bis dahin noch etwas, bis sie unabhängig von der Mission sich fortbringen können.

Die Station Cleveland, vormals Mbili bei den Djurnegern, verspricht gute Früchte. Die Fortschritte der Katechumenen, welche regelmäßig zum Unterrichte erscheinen, befriedigen mich vollauf. Zwei Vorsteher von Nachbardörfern baten aus freien Stücken um Unterricht für ihre Jugend. In eigens dazu erbauten Hütten wird denselben Unterricht erteilt von einem Missionär, der allwöchentlich zweimal die Dörfer besucht. Wo es so weit ist, daß die Eingeborenen selbst nach den Glaubenswahrheiten verlangen und bereit sind, dafür auch Opfer zu bringen, da ist die Missionsarbeit schon über die ersten Anfänge hinaus.

Dasselbe gilt für die Station Kayango. Die im letzten Jahre gesirnten Neophyten geben den Katechumenen des stetig wachsenden Dorfes der Mission das beste Beispiel sowohl durch Arbeitsamkeit als besonders durch häufigen Empfang der heiligen Sakramente. Durch letzteres wird auch den Intentionen des Heiligen Vaters entsprochen, der im häufigen und täglichen Empfang der heiligen Kommunion eines der wirksamsten Mittel zu einem reinen, christlichen Leben erblickt und diese heilsame Übung in einem eigenen Dekret allen Gläubigen empfohlen hat.

Auch in den Stationen Lul und Attigo habe ich den besten Eindruck bekommen. Das Volk der Schilluk am Weißen Nil ist so ganz verschieden von den Völkerschaften des Bahr-el-Ghazal. Es hängt weit mehr als diese an Heimat und hergebrachter Sitte. Wir hoffen, daß sie, einmal dem Christentum gewonnen, ebenso zähe diesem zugetan bleiben werden. In Attigo, in dessen Nähe die Regierung Proviantniederlagen für Süd-Kordofan errichtet hatte, war die Ansiedlung mehrerer Mohammedaner unbequem geworden. Ich verlangte, daß unser Grundstück abgegrenzt und uns zugeschrieben werde. So wurde uns daselbe nach hiesigem System auf 100 Jahre gegen Zahlung von jährlich 25 Mark verpachtet. Wir sind im Besitze von etwa 70 Feddan = 29½ Hektar, welche rund um die Station herum gelegen sind. In der Umgegend werden wir uns noch weiteren Grund und Boden sichern. Es wird eben eine Ackerbaukolonie für die Eingeborenen eingerichtet. Ermutigend ist die bisherige Ausdauer der Katechumenen. Abgesehen von der bedeutenden, aber schwankenden Zahl derer, die von Zeit zu Zeit zum Unterrichte kommen, sind die täglichen Besucher deselben 78. Durch diese werden unsere Wahrheiten in den Familien und Ortschaften verbreitet. Es zeigt sich, daß diese sogenannten Wilden unsere Lehren nicht nur anhören oder auswendig lernen, sondern auch in die Tat

umsetzen. Hierüber nur eines der vielen Beispiele. In Gesellschaft mehrerer Kameraden zogen zwei Katechumenen auf die Nilpferdjagd aus. Sie lagerten bei einem Haufen von Holzscheiten, welche von den Dampfschiffen als Brennmaterial benützt werden. Die Jäger wollten Fische braten. Als der eine der Katechumenen zu den Holzscheiten griff, rief ihm der andere zu: „Gedenke des siebenten Gebotes Gottes!“ Diese wenigen Worte genügten und der Holzstoß blieb unberührt. Die in der Mission gehörten Wahrheiten beeinflussen heilsam das Leben nicht nur der Katechumenen, sondern des ganzen Volkes. Ein Beweis, daß die Religion Christi die beste Lehrmeisterin von Sitte und Ordnung und von wahrer Zivilisation ist. Ohne Christus keine wahre Kultur. Wie allenthalben in der Welt, so wird das Gesetz Christi auch die Schilluk und ähnliche Wilde zu guten Menschen machen.

Einen fast noch augenfälligeren Umschwung beobachtete ich in Zul. Auch hier wurde unser Grund von etwa 117 Feddan = 79 Hektar abgegrenzt und uns in besagter Weise zugesprochen. Auf demselben haben sich Eingeborene in bereits zwei Dörfern angesiedelt, zahlreiche weitere Familien wollen noch kommen. Im Gegensatz zu dem angeborenen, hochfahrenden Wesen ihrer Landsleute kamen mir die Bewohner mit Bescheidenheit und Zutraulichkeit entgegen. Alle küßten mir die Hand, wie sie es von den Missionären gesehen hatten: einer wegte seine Lippen auf meiner Hand, ein anderer spuckte nach Landesitte auf dieselbe, wieder einer streckte die Zunge vor und beleckte die Hand und andere küßten sie nach unserer Art. Alles war gut gemeint und der gute Wille dieser Wilden rührte mich ungemein trotz oder gerade wegen ihrer Unbeholfenheit. Wer den Nationalstolz der Schilluk kennt oder gar das verächtliche Benehmen, das sie Fremden gegenüber an den Tag legen, gesehen hat, der wird ein Entgegenkommen wie das obige richtig zu schätzen

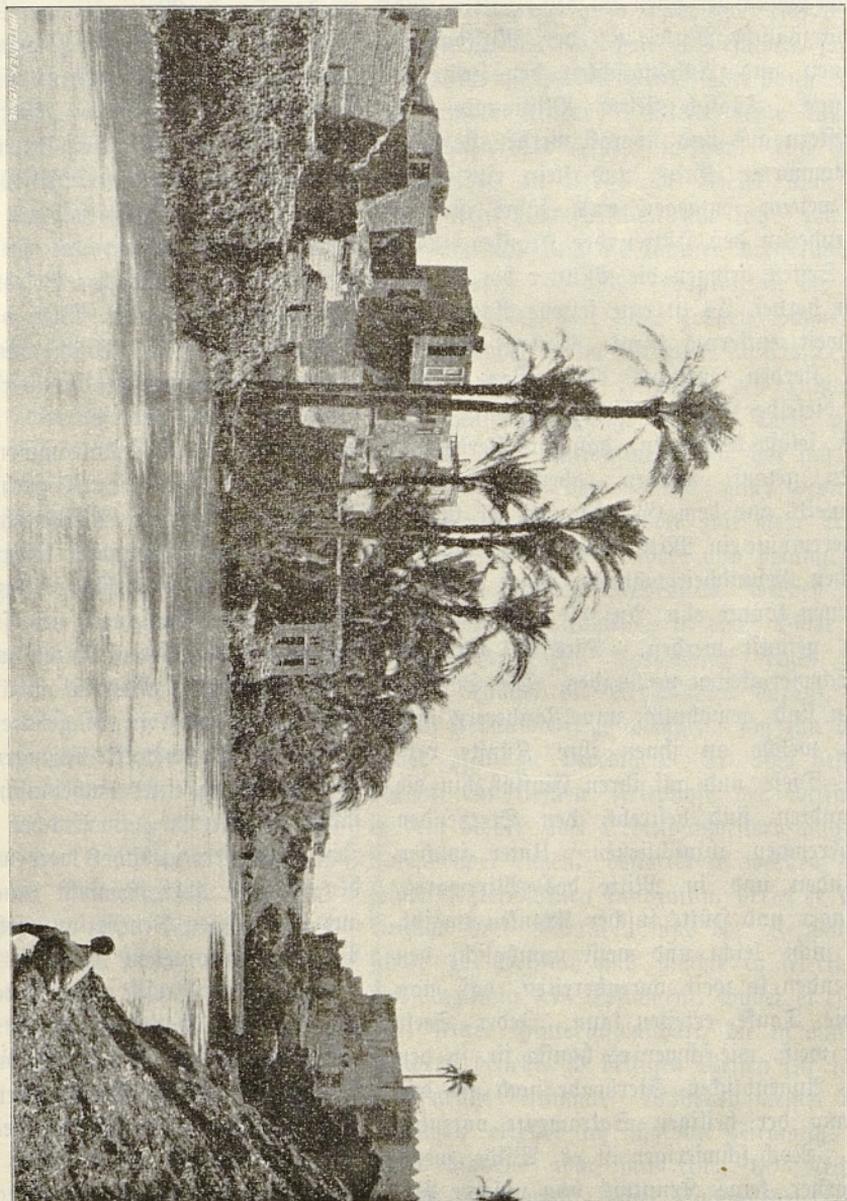
wissen. So beugt das Gesetz Christi die starren Nacken unter sein süßes Joch. Mehrere Väter kamen zu mir und baten um die Taufe. Als ich ihnen nahelegte, einstweilen noch fleißig die Katechese zu besuchen, sagten sie: „Gut, wir werden es tun; aber dann taufe jetzt unsere Kinder!“ Dieser letzte Wunsch wird ihnen bald erfüllt werden. Ein Neophyte leidet an Krebs am Kiefer und das Übel greift unaufhaltsam um sich; wiederholte ärztliche Eingriffe konnten der Krankheit nicht steuern. Gerade erbaulich ist die Geduld, mit welcher er seine großen Schmerzen erträgt, wobei er im Gedanken an das Leiden Christi und an die Freuden des Himmels Trost und Aufrichtung findet. Diese gott-ergebene und gutmütige Seele hat sich mit dem Gedanken des Todes ganz vertraut gemacht und spricht davon mit mehr Ruhe und Gelassenheit als andere von belanglosen Geschäften. Nach Landesitte werden die Toten bei ihren Familien in einer Hütte beerdigt. In dieser Voraussicht seines Absterbens drangen die Verwandten darauf, ihn in das Heimatsdorf zu bringen, um ihn dort seiner Zeit zu beerdigen. Er aber besteht darauf, im kleinen Friedhofe der Mission, in dem bisher zwei Ordensschwestern und ein Laienbruder ruhen, bestattet zu werden. Um seinen letzten Willen kundzutun, berief er eine Anzahl von Männern aus der Verwandtschaft zur Mission und machte in feierlicher Versammlung sein Testament, wobei er einen Teil seiner Hinterlassenschaft, die in einigen Kindern besteht, zu heiligen Messen für seine Seelenruhe bestimmte. Während meiner Anwesenheit erteilte ich ihm die Firmung; die kleine Kapelle war mit etwa 60 Negern gefüllt. Ich wollte Euer Hochwürden solche Einzelheiten berichten, nicht weil dieselben an und für sich wichtig sind, sondern weil sie zeigen, daß diese Negervölker wohl die Fähigkeit besitzen, den Geist unserer Religion zu erfassen.

Der Einfluß der Stationen Sul und Attigo erstreckt sich auf einen weiten Umkreis. Die Verabreichung von Arzneien an Kranke und der Besuch derselben in den Hütten sind sehr vorzügliche Mittel, um den Missionären Zutrauen und Anhänglichkeit der Leute zu gewinnen. Täglich ziehen Missionäre und Schwestern aus und überall werden sie gern aufgenommen. Groß und klein eilt ihnen von weitem entgegen und führt sie im Triumphe zu den Hütten der Kranken. Von allen Seiten bringen die Mütter die kranken Kinder herbei. Es ist eine seltene Ausnahme, daß weit entfernte kranke Kinder ohne die Taufe sterben, weitaus die meisten werden durch dieselbe für den Himmel gerettet. Die Eltern selbst verlangen, daß ihre sterbenden Kleinen getauft werden, aber einstweilen größtentheils aus dem Grunde, weil sie in der Taufzeremonie ein Mittel zur Herstellung der leiblichen Gesundheit wännen. Auch von Erwachsenen konnte eine Anzahl in der Todesstunde getauft werden. Dies ist aber oft mit Schwierigkeiten verbunden. Die Schwerkranken sind gewöhnlich von Zauberern umgeben, welche an ihnen ihre Künste versuchen. Diese und auf ihren Einfluß hin die Verwandten sind bestrebt, den Sterbenden von Fremden abzuschließen. Unter solchen Umständen und in Mitte des Wirrwarrs, der Lager und Hütte solcher Kranken umgibt, ist es nicht leicht und meist unmöglich, den Sterbenden so weit vorzubereiten, daß man ihm die Taufe erteilen kann. Jeder Seelsorger weiß, wie schwer es häufig ist, in den letzten Augenblicken Sterbende noch auf den Empfang der heiligen Sakramente vorzubereiten. Noch schwieriger ist es, Wilde, wenn sie vorher keine Kenntnis von unserer Religion hatten, unter all den Umständen, welche, wie oben angedeutet, die letzten Augenblicke eines Schicksal begleiten, auf die Taufe herzurichten. Doch da zeigt sich oft greifbar die Wirkung der Gnade Gottes und ihr

Walten schafft auf nahezu wunderbare Art die Vorbedingungen, unter denen die Taufe vertrauensvoll und mit gutem Gewissen erteilt werden kann. Weit geringere Schwierigkeiten bietet dies bei denjenigen Erwachsenen, welche schon vor der Krankheit Kenntnis von unseren Wahrheiten erlangt hatten. Hierin liegt hauptsächlich der Vorteil des Unterrichts für die Erwachsenen. Nehmen dieselben auch nicht sogleich unsere Religion an, weil sie die Entsayungen fürchten, die sie auferlegt, so kann man immerhin ihre Befehrung auf dem Sterbelager, wenn die Welt von ihnen zurückweicht, erhoffen. Solche, welche nie einem Unterricht beigewohnt, ja nie die Mission betreten haben, hören und lernen unsere Lehren von unseren Katechumenen. Das Gesagte deutet auf die Nützlichkeit der Katechisten hin. Ein paar Missionsstationen reichen für eine Bevölkerung von mehreren Hunderttausend Heiden nicht hin. Dazu ist die Erhaltung der Stationen mit solchen Kosten verbunden, daß deren Anzahl unbedingt von den vorhandenen Mitteln abhängig ist. Es müssen die bekehrten Eingeborenen zur Mitarbeit am Missionswerke herangezogen werden. Die Erziehung eines einheimischen Klerus ist sicher anzustreben; ein solcher wird mit der Zeit auch herangebildet werden können. Für den Anfang aber ist nicht zu erwarten, daß aus der jetzigen Generation viele eingeborene Priester hervorgehen werden. Zur Hervorbringung guter Berufe zum Priester-, ebenso wie zum Ordensstande bedarfes wohl einer Christengemeinde, welcher die Religion Christi in Fleisch und Blut übergegangen und welche bereits Blüten der Frömmigkeit zu treiben imstande ist. Ausnahmen gibt es wohl überall; aber im allgemeinen werden Priesterberufe von Neophyten selten bleiben. Hingegen finden sich unter denselben wohl solche, welche als verheiratete Katechisten gute Dienste leisten können. Werden sie für diesen Zweck auch noch besonders vorbereitet, so hat die Mis-

sion an ihnen eine sehr schätzbare Hilfe. Von der Mission erhalten und in die heidnischen Ortschaften verteilt, können sie die Jugend

vielfältigt sich Arbeit und Erfolg jeder Station. Das Institut der Katechisten ermöglicht die Taufe der sterbenden Kinder. Ein wie ver-



Zum Hill.

Eine Uferlandschaft in Oberägypten.

Im Hintergrunde zeigt das Bild Ruinen aus uralter Zeit. Dattelpalmen stehen am Ufer des Nils. Das andere Ufer, einige Meter hoch, geht über in die endlose flache Wüste.

im Katechismus unterrichten und die Not-taufe spenden, natürlich unter der Ober-aufsicht der Missionäre, welche sie von Zeit zu Zeit besuchen sollen. Auf solche Art ver-

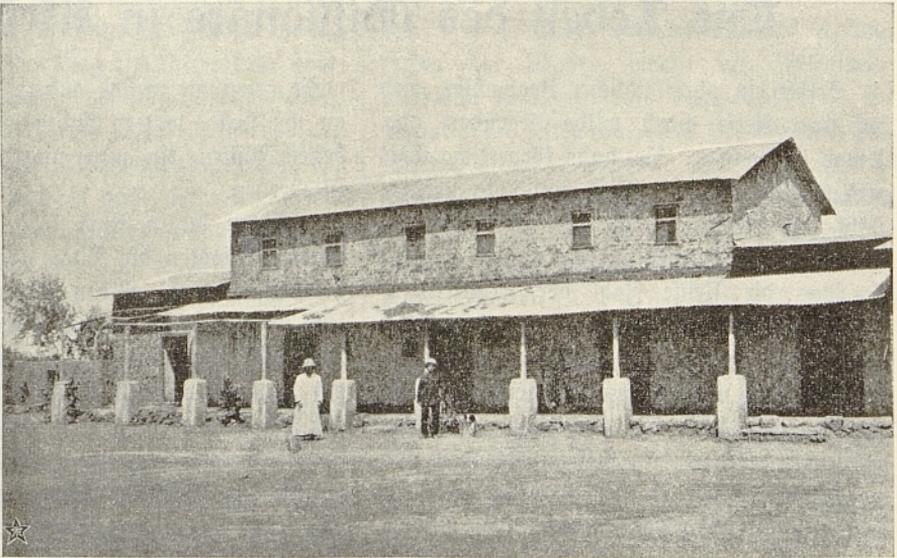
dienstliches Werk es sei, sterbenden Heiden-kindern den Himmel zu erschließen, bedarf keiner Auseinandersetzung. Mit Recht geben so viele fromme Katholiken Beiträge zu diesem

Zwecke mit dem Wunsche, daß den zu tausenden Kindern ein gewünschter Name beigelegt werde. Die Kleinen, denen auf diese Weise zur Anschauung Gottes verholfen wird, werden ebensoviele fürbittende Engel, die sich ihrer Wohltäter annehmen. Wie viele dieser Wesen könnten durch wohl vorbereitete Katechisten getauft und gerettet werden und dies besonders an entfernten Orten, wohin die Missionäre nicht gelangen können! Wer einen solchen Katechisten heranbildet oder zu dessen Ausbildung beiträgt, ermöglicht die Taufe vieler sterbender Heidenkinder. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß die geretteten Kinder außer für ihre Wohltäter auch für ihre Eltern, Verwandten und Stammesgenossen

Fürsprache am Throne Gottes einlegen und die Befehle ihres Volkes beschleunigen werden. Es ist somit die Erziehung einheimischer Katechisten ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Werk. Je mehr Mittel zu diesem Zweck zur Verfügung stehen, desto mehr Katechisten bekommen wir, je mehr Katechisten, desto umfangreicher unsere Wirksamkeit. Ich erlaube mir daher, allen Gönnern unseres Missionswerkes diese Angelegenheit recht herzlich zu empfehlen. Das Werk der eingeborenen

Katechisten halte ich für eines der wichtigsten und praktischsten zur Ausbreitung des Glaubens unter den heidnischen Negern.

Es sind nun dreißig Jahre, seitdem ich dieser Mission angehöre. Nach allen meinen bisherigen Erfahrungen, besonders seit der Zeit, da ich mich an der Spitze der Mission befinde, bedarf es bei einem solchen Werke erstens der Missionäre, zweitens der Mittel und drittens nochmal der Mittel. Neben der



Missionshaus in Kayango.

Ein fester Steinbau, mit Wellenblech gedeckt, gewährt Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen und den strömenden Regen im Kharif.

Gnade Gottes, die vor allem erforderlich ist, sind die Geldmittel eine Existenzfrage für eine Mission und im Verhältnis zu jenen stehen vielfach die Erfolge der letzteren. Nichts in meinem Amte macht mir mehr Sorge als die Beschaffung dieser Mittel, die immer den Bedürfnissen nicht entsprechen. Ich danke den Wohltätern von ganzem Herzen für alle mir bisher geleistete Hilfe und Unterstützung. Gott der Herr vergelte es allen reichlich hier und im Himmel. Mögen die Mittel zunehmen im

Verhältnis zu den Bedürfnissen, die mit jedem Jahre sich mehren! Ich habe unsern Missionären empfohlen und ich selbst versuche nach Kräften, an Ort und Stelle Einnahmequellen zu eröffnen. Aber in einem noch wenig zivilisierten oder teilweise noch ganz wilden Lande ist dies nicht so leicht; dazu braucht es Zeit und Erfahrung. Wir tun jedoch das

Möglichste in dieser Richtung. Einstweilen bleiben wir noch auf unsere Wohltäter angewiesen. Meine, meiner Missionäre und Neger Dankbarkeit bleibt ihnen gesichert.

Khartum, 2. Dezember 1909.

† Franz Xaver Beyer, Bischof,
Apostolischer Vikar.

Das Leben des Missionärs in Afrika.

Selbst ein oberflächlicher Beobachter wird auf einer Reise durch wilde Gegenden zwei Dinge beobachten: die hohe körperliche Entwicklung der Eingeborenen und die geringe Zahl der Kranken. Welches ist wohl die Ursache dieser Erscheinungen?

Was die kleine Zahl der Kranken anbelangt, besonders derer, die mit chronischen Leiden behaftet sind, so muß bemerkt werden, daß das kein unfehlbares Kennzeichen für ein gutes Klima und die Gesundheit der Bevölkerung bedeutet. In diesen Gegenden sind die Schwerkranken so vernachlässigt, daß sie in kurzer Zeit dem Tode anheimfallen müssen.

In vielen Fällen besteht die Krankenpflege einfach darin, daß dem Patienten eine halbe Kürbischale voll Durrabrei und nicht immer das notwendige Wasser dazu gereicht wird. Solange der Kranke Hunger oder Durst und die Kraft hat, sich zu bedienen, kann er noch sein Leben weiterfristen; verlassen ihn aber die Kräfte, so muß er sterben.

* * *

Dies vorausgesetzt, begreift man leicht, daß es für einen Fremden nichts Leichtes ist, sich auf diesem afrikanischen Boden wohl auf zu erhalten. Einerseits ist das afrikanische Klima nicht das beste oder mindestens sehr verschieden vom europäischen; andererseits ist er von Kindheit auf an eine andere Lebens-

weise gewöhnt, welche andere Anforderungen an ihn stellt; letztere hindern ihn selbst beim besten Willen, ein guter und echter Afrikaner zu werden.

„Wenn du in Rom lebst, lebe wie ein Römer!“ sagten die Alten; hier müßte man demnach sagen: „Wenn du in Afrika lebst, lebe wie ein Afrikaner!“ Nun bedeutete in Rom wie ein Römer leben nichts anderes, als lateinisch und griechisch sprechen und sich mit der Toga bekleiden, woran sich einer ohne schwere Folgen leicht bequemen konnte, sowohl die blonden Söhne Albions und Hermanns wie auch die braunen Nachkommen Ismaels oder die schwarzen Söhne Chams. Aber im Zentrum Afrikas wie ein Afrikaner leben, verlangt etwas mehr; das bedeutet nämlich weder einen Schuster, noch einen Schneider, Hutmacher usw. belästigen: ein einfaches hygienisches und sparsames Mittel, das aber in der Praxis für einen durch den Fortschritt verwöhnten Europäer zu einfach und zu sparsam ist. Es bleibt also nichts anderes übrig, als die beiden Systeme, soweit möglich, zu vereinigen, daß man sich nur bis zu einem gewissen Punkte afrikanisiert, dabei aber jene Zivilisation beibehält, welche notwendigerweise auf die Wilden übertragen werden muß, und überdies noch etwas mehr für eigenen Gebrauch, sowohl bezüglich der Kleidung als auch der Kost und Wohnung.

Über die Kleidung ist nichts zu sagen, da diese selbstverständlich möglichst leicht sein muß. Was die Wohnungen anbelangt, so waren wir bald überzeugt, daß ein Ziegelbau, etwas erhöht und luftig, jedenfalls einer Lehmhütte vorzuziehen ist, da diese nieder, dunkel, keinen Luftzutritt hat und ein halbes Jahr sozusagen im Kot schwimmt. Übrigens können z. B. die Hütten der Schilluk als Muster dienen, was Genauigkeit anbelangt; auch sind sie sehr praktisch gebaut. Die vollkommen runde Form widersteht selbst den heftigsten Winden, ein leichter europäischer Bau hingegen würde dabei leicht Gefahr laufen, einzustürzen. Das sollten wir bald in der neuen Schule erfahren.

Es war gerade Katechismusunterricht, den der hochw. P. Kohnen gab. Die Schule war fast voll von Schülerinnen, als plötzlich ein heftiger Windstoß mit solcher Wucht an das Haus fuhr, daß derselbe das Zinddach von 70 Quadratmeter Oberfläche samt dem ganzen Holzgerüst in die Höhe hob und, nachdem er damit in der Luft eine halbe Drehung gemacht, unter schrecklichem Gepolter in drei Stücken auf den angrenzenden Platz niederwarf. Ein einziges Balkenstück fiel in die Schule, schlug das Kreuz von der Wand, zerbrach es in zwei Stücke, doch das Bild blieb unverletzt. Vielleicht war die Hölle im Spiele dabei. Gott hat uns alle beschützt und so kamen alle mit dem bloßen Schrecken davon. Das Kreuz ist wieder an seinem früheren Platz und wir werden es um keinen Preis von dort nehmen lassen. Auch das Dach ist an Ort und Stelle, doch wird der Wind bei einem ferneren Versuche, es abzudecken, mit demselben gegen 50 Zentner Ziegeln zu heben haben, die darauf liegen.

* * *

Nun etwas von der Nahrung. Wie profaisch die Magenfrage auch sein mag, so ist sie doch wie in aller Welt, so auch im Sudan die brennendste. Für die heidnischen Eingeborenen, welche vom zukünftigen Leben

nur eine schwache Idee haben, die in einem Klima geboren und aufgewachsen sind, das die einfachste Kleidung erfordert wie auch keine kostspieligen Häuser, ist die Nahrungsfrage die erste, welche sie sehr interessiert und überhaupt ihre ganze geringe Tätigkeit beansprucht. Mit alleiniger Ausnahme der jungen Burschen, welche beizeiten daran denken, sich die nötige Anzahl Kühe zu verschaffen, um sich damit eine Frau kaufen zu können, alle anderen, jung und alt, sprechen von nichts anderem als von gin tscham (Essen) und im Anfang suchen die Kinder, welche den Religionsunterricht besuchen, auch nichts anderes. Es kommt nicht selten vor, daß der Katechet sich fast die Lunge ausschreit, um in die harten Köpfe etwas hineinzubringen, und mitten darinnen, wenn er glaubt, daß sie etwas gut begriffen haben, plötzlich unterbrochen wird vom Rufe: „Abuna, ja tou ketsch ketsch!“ („Pater, ich sterbe vor Hunger!“) Die Armen haben keine Schuld: der Glaube hat ihren Geist noch nicht erleuchtet und deshalb gehen ihre Ideale auch nicht weiter als zum Wagen.

Es wäre jedoch ein Irrtum, zu glauben, daß die Schillukneger stundenlang hinsitzen, um zu essen und zu trinken; er ist vielmehr sehr genügsam, aber nicht aus Tugend, sondern aus Notwendigkeit, denn ein Faulenzerleben erlaubt ihm nicht viel Schlemmerei. Das Essen schmeckt ihm immer, aber das Korn kostet Mühe; er trinkt gern seine Merissa, aber auch diese regnet nicht vom Himmel und so ist es erklärlich, daß man höchst selten einen Betrunkenen sieht. So ist es auch leicht begreiflich, wie sie von den ersten Morgenstunden an über Hunger jammern; trotzdem haben sie für gewöhnlich nur eine einfache Mahlzeit, die aus gekochter Hirse besteht; dafür wird aber tüchtig Fleisch gegessen, wenn ihnen das Jagdglück hold gewesen.

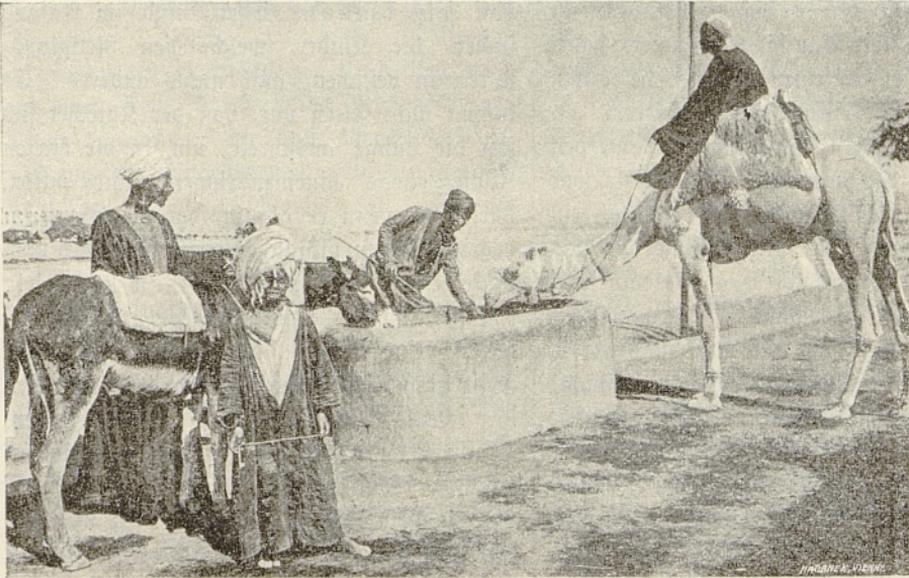
Was aber tun wir? — So gut es geht. Wir halten uns — wenigstens in der Theorie — an vegetarische Kost und je nach der

Jahreszeit und Möglichkeit gibt es auch Wild. Ist eine Station im Werden begriffen, so müssen viele Waren vom europäischen Markt oder mindestens vom näheren Omdurman beschafft werden. — Diese Stadt ist z. B. von Tongo zirka 900 Kilometer entfernt. Auch angenommen, daß die Ware beim Anlauf nicht schon verdorben war, aber vielleicht hat der Dampfer oder der Shandal (Schlepper), der uns die Sachen bringt, ein kleines Leck —

war und welches daher die Reise fortsetzt und reist . . . bis es zurückkehrt . . . „frisch“, gewaschen im unteren Schiffsraum, verschimmelt und der Hungrigen wegen hat es bedeutend abgenommen. Einweilen schreibt man, reklamiert man, eine neue Bestellung wird gemacht und unterdessen ist man Durrabrei, dreimal im Tage.

Nehmen wir jedoch an, daß die Sachen in gutem Zustand ankommen, wie es manchmal

vorkommt, dann beginnt die Regenzeit; die Feuchtigkeit vermehrt sich durch die starke Ausdünstung, dringt überall ein: in die Zimmer, Kisten, Kleider und Bücher, alle geleimten Papiere lösen sich, die Türen und Pfosten schwellen an, werfen sich und verfangen



Bei der Tränke.

Vor der Wüstenreise wird der Durst gelöscht und auch Wasserproviand in Schläuchen mitgenommen. Die Kameltreiber sind Araber. Im Hintergrund am andern Ufer ist ein Teil von Assuan sichtbar.

was übrigens unsere Chronik nicht selten zu verzeichnen hat — und das Mehl kommt dann teigig und teilweise oder ganz durchgegoren an. Die Schuld hat natürlich . . . niemand, den Schaden und die Unannehmlichkeiten tragen aber ganz wir.

Manchmal wechselt das Spiel: der Dampfer pfeift, legt bei der Missionsstation an, aber wegen der großen Eile und der vielen Geschäfte wird ein Frachtbrief vergessen — natürlich auch das Brot, das darauf notiert

den Dienst. Die Speisekammer kann dieser Verfolgung nicht entgehen; Salz, Zucker, Seife zerfließen, die Fäulnis beginnt selbst in den um den fünffachen Preis gekauften Säcken und darin wird alles lebendig.

* * *

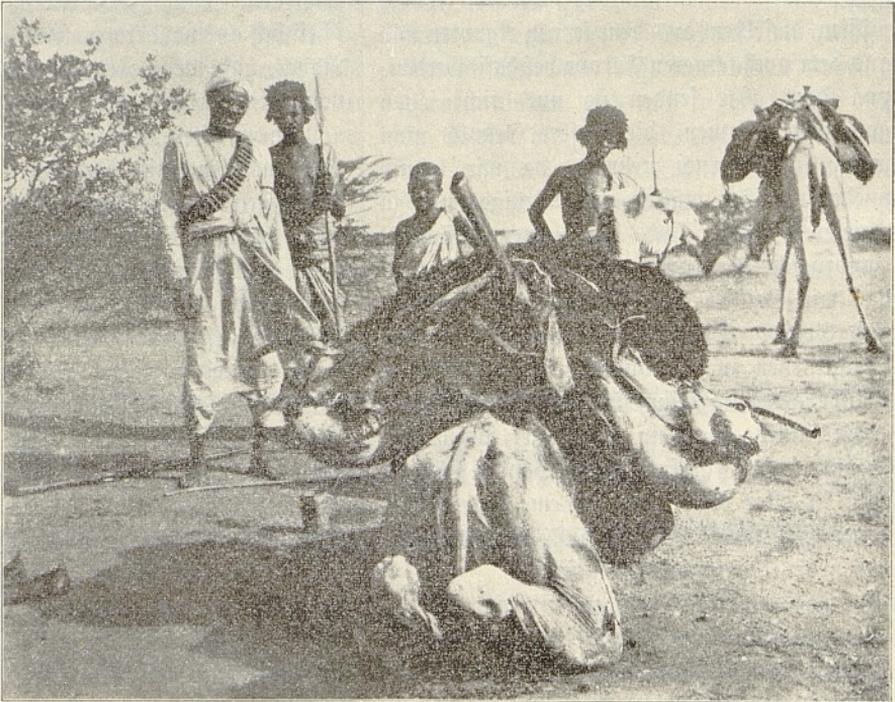
Auf diese Erfahrungen hin dachten wir letztes Jahr, für uns selbst zu sorgen. Ende Juni säten wir türkischen Weizen; die Ernte schien herrlich zu werden: manche Pflanze

trug vier prächtige Kolben. Da auf einmal, noch vor der Befruchtung, war ein Insekt so frech, die Stengel der Blüten vollständig abzubeißen. Den Rest vernichtete ein Wurm, der kein feineres Mundwerk hatte, sondern ebenso gefräßig den Stengel einen Fuß über der Erde einfach abbiß. Nachdem das Wenige, das verschont geblieben, gereift war, säten wir sogleich ein zweites und dann ein drittes Mal. Aber unter wieviel Umständen!

Mehrere Male durchbrachen die Ziegen und Kühe der Eingeborenen die Hecke und fraßen die saftigen Pflanzen ab; das Zerstückwerk setzten hierauf die arden, kleine, weiße Ameisen, fort — diese sind eine Landplage im Sudan; so-

dann kamen auch Raben und andere Vögel und fraßen die noch weichen Körner aus den Kolben; sie achteten selbst die Gewehrschüsse nicht, welche manchen niederstreckten; endlich kam der Besuch einiger Zweiflüßler, schwarz wie die Raben, aber nicht befiedert, welche der Versuchung nicht Widerstand leisten konnten, diese schönen und neuartigen Körner zu verkosten. — Kurz, man

mußte die noch unreifen Kolben zur großen Freude der Knaben sammeln, welche sie dann am Feuer rösteten und täglich nach der Katechismusstunde einige davon verzehrten. Die Erfahrung zeigte jedoch, daß man türkischen Weizen dreimal im Jahre ernten könne. Diese Erfahrungen werden wir uns selbstredend für die Zukunft zunutze machen.



Eine kleine Karawane. (Photographie von P. Ohrwalder.)

Unser Bild zeigt eine Karawane von Bisharinern, die eben von der Jagd zurückgekehrt ist. Das Kamel in kniender Stellung trägt die Beute von der Antilopenjagd.

Machen wir jetzt einen Spaziergang bis zu unserem Garten; nach zehn Minuten Weges sind wir am Ufer des alten Nils, der Blut und Seele für den ganzen Sudan ist. Wir stehen vor einem großen Stück Land, von einer starken, lebenden Hecke eingezäunt, das mehrere Tausend Kilometer von Schnee und Eis entfernt ist, unter einer glühenden Sonnenhitze und am Ufer eines mächtigen Stromes:

alles Bedingungen, eine üppige Vegetation zu begünstigen. Das wird auch in kurzer Zeit tatsächlich der Fall sein. Bananen, Melonen, Papayen*), Tee, Zuckerrohr, Limonen, Mandarinen und süße Kartoffeln gedeihen gut, doch ist es unglaublich, wie viele Feinde selbst die notwendigsten Gemüsearten zählen, derenthalben wir an erster Stelle den Garten pflegen. Es ist bekannt, daß die hiesigen Samen leicht verderben und unfruchtbar werden, daher müssen dieselben aus dem fernen Agypten und aus dem noch ferneren Europa beschafft werden; von dort aber senden sie uns nicht selten ganz alte Samen, die unsere Geduld nicht wenig in Anspruch nehmen, da wir häufig wiederholt säen müssen, um Weniges nur zu erzielen. Kaum sind die zarten Pflanzen emporgeschossen, sind auch schon die Feinde da, wie Grillen und Mäuse jeder Gattung und Größe. Decken wir dann die Beete mit Metallnetzen zu, so können wir bald anderer Feinde gewärtig sein. Ein strömender Regen erstickt alles oder ein zu heißer Wind verbrennt unsere aufsprössende Saat. So sät man in aller Ruhe von neuem, wartet mit neuer Hoffnung und ist auf die alten und auf neue Überraschungen gefaßt.

* * *

Es war im letztverfloffenen März. Der Himmel war des Tages wie in Rauch gefüllt und während der Nacht war er rotgefärbt vom Feuer, das das hohe Gras der weiten Ebene zwischen dem Nil und den nubanischen Bergen verzehrte. Der Rauch, der am Tage, und die Helle, welche in der Nacht beständig zunahm, bedeuteten uns, daß das zerstörende Element die ganze Zone überflute, immer mehr um sich griff und uns immer näher kam. Es erschienen schon die Flammen am Horizonte und ein förmlicher Aschenregen von erloschenen Funken fiel nieder. Dieses Schau-

spiel, obwohl großartig, erregte keineswegs unsere Neugierde, da solche Grasbrände hier nichts Neues sind, aber ein sonderbares Geräusch machte sich auf dem Zinddache hörbar, ähnlich dem Niederfallen der ersten Regentropfen vor einem Platzregen. Zu gleicher Zeit wimmelte es in den Zimmern und auf dem Gange von gewissen großen Insekten, die nach allen Richtungen hüpfen und flogen. Es war ein Schwarm von Heuschrecken, welche wahrscheinlich auswandern mußten und vom Wind, Rauch und dem Feuer, welches ihr Futter verzehrte, fortgetrieben wurden.

Am nächsten Morgen war alles, was sonst grün gewesen, mit einer roten Schichte dieser gefräßigen Heuschrecken bedeckt, die sich das letzte grüne Blatt streitig machten. Die von dieser Last gebogenen Äste erinnerten an solche vom frisch gefallenem Schnee. Die hohe Hecke, die zarten Pflänzlein waren voller Heuschrecken, welche, nachdem sie die letzten Blätter verzehrt, auch die jungen Triebe angriffen, die sie ohne Erbarmen bis zur Stärke eines kleinen Fingers abnagten. Es sei auch erwähnt, daß die Tragödie auch seine heitere Seite hatte. Während die einen fraßen, flogen die anderen toll herum, um Futter zu suchen, und da sie die Pflanzen mit den Leuten verwechselten, hingen sie sich an deren Kleider, am Gesicht und am Bart an und man mußte sich mit Händen und Füßen gegen die ungestümen Angreifer wehren. Da beschloß man, die Tiere anzugreifen, indem man an die Bäume mit Stangen schlug, sie schüttelte und einen wahren Heidenlärm verursachte. Verlorene Mühe! Der Feind war sehr widerspenstig und wenn man ihn von einer Seite vertrieb, flüchtete er auf die andere, um später auf die erste zurückzukehren.

Dieser Kampf dauerte beinahe acht Stunden, bis wir uns, ermüdet vom Schlagen und von der Hitze besiegt, ergaben; doch da tauchte ein rettender Gedanke auf. Wenn Rauch und Feuer diese häßlichen Tiere bis hierher ge-

*) Ein Bild dieser Pflanze brachte der „Stern der Neger“, 10. Jahrgang, Seite 89.

trieben, warum sollten diese sie nicht weiterjagen können? Das Urteil war vernünftig und man entschloß sich, eine Probe zu machen, indem man an verschiedenen Orten des Gartens Feuer anzündete.

Der Feind, der den stärksten Hieben getrotzt hatte, begann sich zu beunruhigen und offen zu zeigen, daß er sich nicht wohl fühle. Der Grund, daß er sich nicht sogleich ergab, war nur, daß der Rauch spärlich war. Nach dieser Probe legten wir ohne weiteres Feuer an das im Umkreise des Gartens wachsende hohe Gras. Das Feuer machte rasche Fortschritte in dem dürrn Materiale und der Rauch wälzte sich in dicken Wolken gegen die sonderbare Festung. Der Augenblick war feierlich und entscheidend. Die Feinde, anfänglich bestürzt, begannen, sich nach Millionen in die

Lüfte zu heben. Eine dichte Wolke von Heuschrecken von der Länge eines halben Kilometers nahm den Weg flüßaufwärts und verbreitete sich in der Ebene nach Westen hin. Der Sieg war vollständig; in welchem Zustande aber befand sich unser Garten! Es war, als ob der nordische Winter darüber hingegangen sei.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß, wenn sich nicht, wie voriges Jahr, alle Feinde unseres Gartens gegen uns verschwören, wir genügend Gemüse aus dem sonst fruchtbaren Boden gewinnen können, das uns in den Stand setzt, im Sudan als gute Sudanesen zu leben, und uns gestattet, unsere Kräfte in genügendem Gleichgewicht zu erhalten zur Fortführung jenes Kampfes, den wir zu Gottes Ehre und zum Heile dieser armen Neger begonnen haben.

Aus dem Missionsleben.

Ein schönes Beispiel heroischer Standhaftigkeit.

Ein Mädchen aus der Mission Mbulwé, namens Ponda, war von ihrer Familie einem alten Dorfhäuptling, der in Vielweiberei lebte und unverbesserlich war, zur Frau versprochen worden. Sie aber entgegnete hierauf: „Ich will nicht für die ganze Ewigkeit ein Holz werden, um den Teufel zu erwärmen, indem ich mich mit diesem Alten verbinde.“ Sie wies energisch den Antrag zurück. Das erregte den Ingrimm beider Familien. Die Alten sprachen von nichts anderem als von diesem großen Skandal: „Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Die Mädchen wollen nun aufbegehren! Sie wollen nichts mehr von uns wissen!“

Die Köpfe erhitzten sich immer mehr. Man machte hundert Versuche, um ein Übereinkommen zu erzielen. Zuerst wurden fünf, dann acht und endlich sogar zehn Personen angestellt, den Willen des Mädchens zu beugen. Vergebliche Mühe! Nachdem man Beweisgründe umsonst vorgebracht, wendete man Gewalt an. Der Pater Superior versuchte, die Geister etwas zu beruhigen, aber die Eltern sowohl als auch der Brautwerber schenkten ihm kein Gehör.

Eines Tages kam die arme Ponda gerade aus dem Hause der Mission und begegnete ihrer Mutter. „So, du gehst noch in das Haus der Patres! Ich werde deinen Starrsinn schon brechen!“ Auf die rohen Worte und schmähslichen Beschimpfungen folgten Tätlichkeiten und sie hieb unbarmherzig auf sie ein.

Das mutige Kind stand unerschrocken da und wich nicht aus, sagte auch kein Wort dazu. Blind vor Wut, reißt ihm die Mutter die Perlschnüre herab, die es am Halse, am Arme und am Gürtel trug, und ruft ihm zu: „Setz geh' nur zu deinen Missionären, du Verfluchte!“

Das unglückliche Kind kam so gleich und erzählte uns das Vorgefallene. In ihrem Entschlusse war sie nicht im geringsten erschüttert worden. Eine solche Standhaftigkeit überraschte uns; das war augenscheinlich ein Werk der Gnade.

„Wenn die Sache so ist,“ sagte der Superior, „so habe ich weiter keine Furcht mehr; du bleibst von nun an im Dorfe der Mission. Wir nehmen dich vollständig unter unseren Schutz und du kannst dir frei nach Belieben einen Bräutigam wählen.“ So geschah es auch.

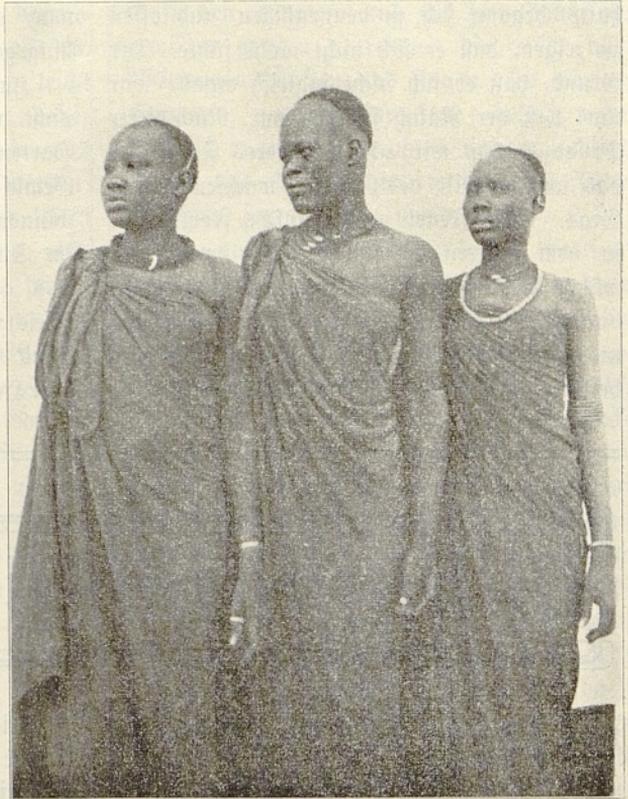
Am Feste Mariä Himmelfahrt vorigen Jahres wurden gegen dreißig Jünglinge und Jungfrauen getauft. Ponda war samt ihrem Bräutigam Schafupewa, den sie sich erwählt hatte, unter der glücklichen Zahl.

Am folgenden Tag stand das junge Brautpaar in Gegenwart aller Neugetauften, welche noch mit dem weißen Taufgewande bekleidet waren, am Altar, um einander Treue zu geloben und vom Priester den Segen zum neuen Stand zu erhalten.

Agatha.

Vor einigen Monaten starb in Omdurman eine christliche Negerin namens Agatha. Sie war im Kuerlande zur Welt gekommen und, erst wenige Jahre zählend, von Arabern geraubt worden, die sie nach El-Obeid führten. Hier wurde sie von Bischof Comboni losge-

kauft und kam in die Obhut der Schwestern. Die Kleine wurde in der katholischen Religion unterrichtet und half bei den häuslichen Arbeiten. Da sie sich immer folgsam und gehorsam zeigte, konnte ihr lebhaftes Ver-



Schilluk-Mädchen aus Tonga.

(Photographie von P. Ohrwald.)

Ihr Kleid bildet ein Stück Tuch, das auf der rechten Schulter zusammengebunden wird. Am Halse tragen sie aus Haaren von Giraffenschweifen mit Perlen und Ringen geschmückte Halsbänder; auch an den Armen tragen sie Ringe, aus Metall oder aus Gras geflochten.

langen nach der heiligen Taufe bald erfüllt werden; in der Folge wurde Agatha auch zur heiligen Kommunion zugelassen.

Es kam das Schreckensjahr 1883. Der Mahdi begann seine Eroberungszüge und hinterließ überall Verwüstung und Verfall.

Schlimm erging es auch der Mission. Die Missionäre sahen auf einen Schlag alle ihre Hoffnungen vereitelt und waren gezwungen, den Weinberg des Herrn aufzugeben, als derselbe gerade anfing, reiche Frucht zu tragen. Doch ließen sie kein Mittel unversucht, um



Kornspeicher bei den Denka.

(Photographie von P. Ohrwalder.)

Die Denka, ein Volksstamm am rechten Nilufer, gegenüber den Schilluk, bauen den Kornspeicher erhöht vom Boden, damit die Termiten, wenn sie an den Stöcken hinaufbauen, gesehen und ihr Bau zerstört werden kann. Die Wände und das konische Dach sind aus Maisstengeln.

ihre jungen Zöglinge vor den drohenden künftigen Gefahren nach Möglichkeit zu schützen. Sie entschlossen sich deshalb auch, die jungen Leute in den Ehestand aufzunehmen, wobei sie allen freie Wahl ließen. Am Tage nach dieser allgemeinen, stillen Hochzeit befand sich die junge Christengemeinde schon in der Gewalt der fanatischen Rebellen.

Agatha wurde die Frau eines gewissen Amin, der aber nach einer höchst grausamen Behandlung seitens der Derwische nach einem Monate schon starb.

Um nicht Beute eines Mahdisten zu werden, verheiratete sich Agatha mit einem anderen katholischen Jüngling, aber auch dieser lebte nicht lange. Aufs neue verwitwet und ohne jede Hilfe, denn auch die Schwestern waren Gefangene und streng bewacht, ging die Arme zum Hause des Kalifen, dem allgemeinen Zufluchtsorte jener Zeit. Hier hatte sie Unerhörtes zu leiden, bis sie als Sklavin auf den Markt gebracht wurde. Ein armer Schlächter von Omdurman erwarb sie und da er sie untergeben und mit häuslichen Arbeiten vertraut fand, schenkte er ihr seine Liebe und behandelte sie als seine Frau. Bald aber nahm er sich noch eine andere Frau, die vom schlimmsten Charakter war und die ein Vergnügen daran fand, die arme Agatha zu mißhandeln, obgleich diese ihr wie eine Magd diente. Mehrere Jahre mußte die Arme ein höchst trübseliges Leben führen, wobei sie mit aller Sorgfalt die Kinder ihrer grausamen Herrin erziehen half. Endlich sollte sie wieder bessere Tage sehen.

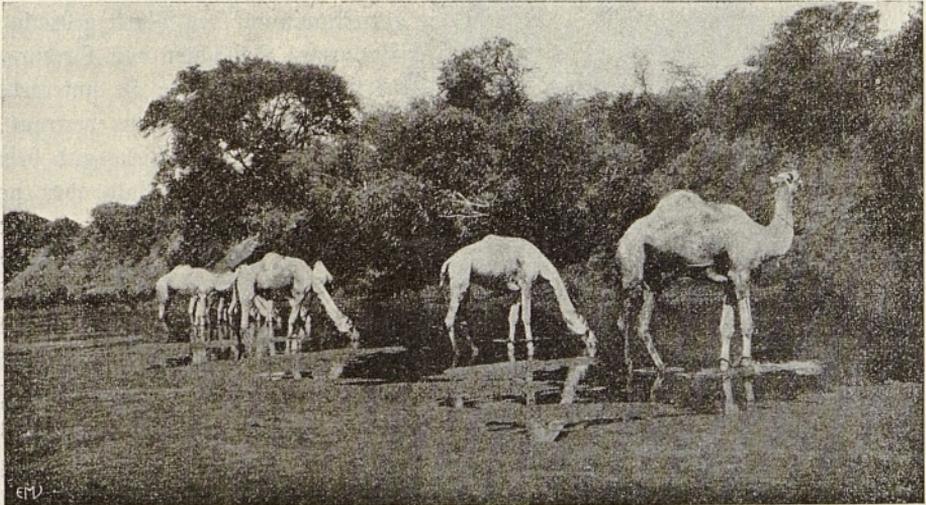
Ende 1900 eröffnete die Mission Omdurman die erste Station im neuerschlossenen Sudan. Agatha, welche sich mit einigen katholischen Gefährtinnen, die im Viertel der Mission wohnten, zu vereinigen wünschte, legte ihrem Herrn diesen Plan vor. Dieser aber wollte ihr kein Gehör schenken. Einige gute Leute boten ihm eine kleine Summe Geldes und kauften Agatha damit frei. Voller Freude eilte diese zu ihren Genossinnen, um ihnen ihr Glück mitzuteilen, und wurde von ihnen mit aufrichtiger Freude aufgenommen. Sie kam nun häufig zur Mission und wurde aufs neue in der Religion unterrichtet. Ihre Gesundheit hatte infolge der ausgestandenen Leiden sehr gelitten, sie wurde in ärztliche Behand-

lung gegeben und überstand auch glücklich eine Operation.

Das Leiden wurde nie ganz behoben und menschliche Kunst versagte schließlich ganz. Agatha, die sich des Ernstes ihrer Lage bewußt war, bereitete sich auf den Empfang der heiligen Sterbsakramente vor. Auf ihren Wunsch wurde sie ins Haus der Schwestern gebracht, wo sie die letzten zehn Tage ihres Lebens zubrachte. Mit welcher Innigkeit wiederholte sie oft: „Dein Wille geschehe! Jesus, Maria und Josef!“ sowie das Vaterunser, Ave

zu beten, um sich nicht zu sehr anzustrengen. „Wie glücklich bin ich, in den Himmel zu gehen!“ sagte sie oft.

Kurz vor ihrem Hinscheiden bat sie mich, den Patres und Schwestern ihre Erkenntlichkeit auszusprechen, wie auch alle zu grüßen, die ihr Gutes getan, und versprach, im Himmel für alle zu beten. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und wollte ein Marienlied singen. Als sie die Sprache verloren hatte, hörte sie nicht auf, mit Zeichen auf die Gebete zu antworten, die ihr vorgelesen wurden. Nach



Kamelherde am Flußufer. (Siehe Text Seite 70.)

Maria und den Akt der Reue! Mehrmals mußte sie ermahnt werden, nur mit dem Herzen

einem mehrstündigen Todeskampfe verschied sie sanft.

Theiteres.

Großer Berufseifer. Bei Nacht ist in einer Stadt ein Brand ausgebrochen. Feuerwehrmann Winzig geht gemütlich zum Brandplatz. Als ein Kamerad in voller Eile an ihm vorbeirent, ruft Winzig: „Was rennst du denn so, dummer Kerl?! Das brennt noch lang.“

Eine gute Vorbereitung. „Denken Sie nur, Herr Pifferl, jetzt lernt mein Sohn auf der Hochschule auch noch das Fechten.“ — „So, so, das ist vielleicht eine gute Vorbereitung für später.“

* * *

Unterhaltendes.

Schwarzes Elfenbein.

(Fortsetzung.)

Reisen und Abenteuer im Innern Afrikas. — Von Dr. Hugo Mioni.

4. Kapitel.

Ein nächtlicher Angriff.

Kurze Zeit verblieb ich noch in der Hütte Ben Terans; ich hatte alle Lust verloren, noch weiter zu essen oder mich mit meinem Gastgeber zu unterhalten. Die Szene, welche sich soeben abgepielt hatte, hatte mich ganz in Verwirrung gebracht. Ich gab vor, ich sei müde, und ging dann in meine Hütte.

Der große Hofraum war vom fahlen Licht des Vollmondes erleuchtet, der die unglücklichen Sklaven beschien. Diese lagen auf dem Boden hingestreckt und schliefen, doch ihr Schlaf glich mehr einer Lähmung, verursacht durch die weiten Märsche, durch Mangel an Ruhe, Hunger und Erschöpfung. Nahe an der Tür meiner Hütte sah ich die beiden Negerchristen, welche ich auf dem Markt gekauft, auf dem Boden hingestreckt liegen; auch sie schliefen.

Ich trat in meine Hütte, machte die Tür, welche weder Schloß noch Riegel hatte, zu, breitete eine Decke auf den Boden, legte mich nieder, schob einen Sack als Kopfkissen unter das Haupt und versuchte einzuschlafen.

Der Schlaf stellte sich nicht so bald ein; die Ereignisse des Tages beschäftigten meinen Geist: ich dachte an die unglücklichen Sklaven; ich war Zeuge gewesen ihrer Leiden, ich sah noch die fünfzig Männer, welche sich in den Fluß gestürzt; der Totengefang dieser Unglücklichen hallte noch in meinen Ohren; ich sah das Blut auf dem Rücken der gepeinigten Sklaven fließen. . . . Endlich schlief ich ein, es war aber kein ruhiger Schlaf. Ich träumte von Sklaven, von Gefangennahme, von Schmerzen und Tod; ich träumte von blutigen Szenen, welche mich erschauern machten. Dann sah ich mich gefangen, gefesselt und auf den Markt geführt; dort wurde ich zum Verkauf angeboten. Es naht sich mir ein Käufer.

Ich erkenne ihn: er ist es, mein Feind, Dagombe. Teufelische Freude leuchtet auf seinem Antlitz, wie er mirer ansichtig wird.

„Endlich habe ich dich!“ ruft er aus und verhandelt schon über den Kaufpreis; ich entsetze mich bei dem Gedanken, diesem Menschen angehören zu müssen. O Schmerzen, die nun meiner warten! Ich mache übermenschliche Anstrengung, meine Fesseln zu sprengen. Endlich gelingt es mir. Ich höre Geräusch, die Fesseln sind zerissen. . . . ich erwache und öffne die Augen. Bin ich wirklich wach oder schlafe ich noch? Aber nein, ich bin wach, ich weiß es, ich fühle es, denn wenn ich die Augen schließe, sehe ich nichts. Was also vor mir ist, ist kein Traum, sondern schreckliche, traurige Wirklichkeit.

Die Tür meiner Hütte ist geöffnet und Mondlicht erhellt teilweise meinen Wohnraum; unter der Tür sehe ich jetzt die Gestalt eines halbnackten Arabers, der rache- und blutdürstig mich anschaut. Dieser Mann hält einen Dolch in der Hand und will sich auf mich werfen. Ich erkenne ihn: es ist Dagombe. Er will sich an mir rächen, er will mich töten.

Wie mit Blitzesschnelle schossen mir, wie es bei der äußersten Gefahr der Fall ist, viele Gedanken durch den Kopf. Ich sah und begriff sofort, was und warum ich es tun sollte, was hingegen meiden, und ich begriff den Wert einer jeden meiner Handlungen und die Folgen, die daraus erwachsen konnten. Wehe, wenn ich nicht mit Schnelligkeit gehandelt hätte! Mein Leben war in größter Gefahr. Ich durfte jedoch den Gegner nicht töten. Er war Muselman, reich, mächtig und hatte gewiß zahlreiche Freunde, welche seinen Tod sicher an mir gerächt hätten, da ich ein Fremder war, von dem man nicht wußte, woher er gekommen, und der außerdem als Christ angeklagt, somit ein natürlicher Feind

der Anhänger des Propheten war. Ich mußte mich also darauf beschränken, den Gegner zu verjagen, ihm Furcht einzusflößen und ihn im äußersten Fall zu verwunden.

Nahe bei mir lag der Revolver. Ich erfaßte ihn und sprang auf.

„Halt! Was willst du?“ fragte ich, indem ich die Waffe gegen den Angreifer richtete.

„Stirb, Hund!“ rief er; er sah sich überrascht und warf den Dolch nach mir. Ich neigte mich etwas und konnte so der Waffe ausweichen, die mich ohne diese rasche Bewegung sicher durchbohrt haben würde.

Ein Zornausbruch entschlüpfte dem Munde Dagombes, als er bemerkte, daß mich die Waffe nicht verwundet hatte. Mit geballten Fäusten warf er sich auf mich; ich zielte auf seine rechte Schulter und gab Feuer. Der Schuß ging los; ein Schrei, der Gegner ist verwundet, wo ich es beabsichtigt hatte, und aus der Wunde träufelt das Blut. — Er bricht in ein wildes Geschrei aus.

„Du mußt sterben, Hund!“ rief er und floh.

Ich verließ die Hütte und sah gerade noch, wie der Gauner durch den Hof lief und die Einzäunung verließ.

Der Lärm der Feuerwaffe hatte die Schlafenden aufgeweckt; erschreckt waren sie aufgesprungen und eilten wie verrückt in die Umzäunung. Diese schwarzen Schatten kamen mir vor wie eine Schar höllischer Geister, welche soeben die Hölle verlassen hatten.

Wenn sie sich mindestens darauf beschränkt hätten, so verrückt in der Umzäunung umherzulaufen! Das genügte ihnen nicht. Zu gleicher Zeit erhoben sie ein fürchterliches Angstgeschrei; sie schrien, wie wenn sie von Sinnen wären, so daß man sie noch in großer Entfernung hören konnte.

Ben Zeran erschien unter der Thür, welche nach der Umzäunung mündete. Diese trennte den Hof, in dem sich seine Weiber befanden, von jenem, wo ich war, seine Sklaven und seine Magazine. Er sah sich einen Augenblick diesen Tanz an, dann rief er mit lauter Stimme: „Still und Ruhe!“

Die Sklaven hörten entweder diese Worte nicht oder wollten sie nicht verstehen, weil sie

arabisch gesprochen wurden, oder, wenn sie dieselben auch verstanden, nicht gehorchen wollten; sie setzten ihre Sprünge fort und hörten nicht auf zu schreien. Das erzürnte meinen Gastgeber nicht wenig. Er schwang die Mißferdpeitsche, die er in der Hand hielt, und fluchend warf er sich mitten unter die Neger. Die Peitsche fauste über ihre nackten Rücken, über Brust und Gesicht; er hieb lange auf sie ein, so daß schon Blut spritzte. Diese Armen ertrugen die Schläge; es waren deren viele. Wenn sie nur etwas Mut gehabt, hätten sie sich auf ihren barbarischen Herrn stürzen, ihn in Stücke hauen, ihn wegen seiner unmenschlichen Handlungsweise strafen und so die Freiheit erlangen können. Hundert Männer würden ohne Zweifel einen einzigen, obgleich bewaffnet, niedergemacht haben, aber diese armen Neger waren zu so etwas nicht fähig. Die lange Sklaverei, die vielen Leiden, welche sie auf dem Transport erduldet, hatten alle ihre Energie gelähmt. Die Streiche des barbarischen Ben Zeran erreichten die verlangte Wirkung; die Neger sahen, daß die Sache ernst wurde, hörten darum auf zu schreien und flüchteten in einen Winkel, wo sie still blieben.

Ben Zeran kam zu mir.

„Wer hat geschossen?“ fragte er mich.

„Ich.“

„Du? Auf wen? Auf einen Sklaven? In diesem Fall, wenn du ihn erschossen hast, wirst du mir den Schaden ersetzen, den ich dadurch erlitten.“

„Ich habe keinen Sklaven, sondern einen Feind getroffen. Ben Zeran, du bist mein Gastgeber, aber du hast mich nicht verteidigt, wie doch Allah befiehlt, daß man jene verteidigen soll, denen man Gastfreundschaft gewährt.“

„Erzähle mir alles der Ordnung nach,“ sagte der Araber zu mir.

Ich erzählte ihm das Abenteuer, verschwieg aber den Namen des Verbrechers. Ich hatte wichtige Beweggründe, den Namen dieses Mannes nicht zu veröffentlichen; ich wollte nicht noch mehr den Haß der Anhänger Dagombes auf mich laden.

„Was für ein sonderbares Abenteuer!“ rief Zeran aus und schüttelte den Kopf. „Noch nie ist mir auch nur Ähnliches in dieser friedlichen

Behauptung begegnet. Und ein Araber, sagst du, hat dir mit dem Tode gedroht?"

„Ein Araber.“

„Hast du ihn erkannt?"

„Ich kann dir nicht mit Gewißheit sagen, wer er sei.“

„Sonderbare Sache . . . aber zweifle nicht. Du hast den Mann verwundet, die Wunde wird ihn verraten. Die Zahl der Araber dieses Ortes ist nicht groß; wir werden deinen Feind entdecken und er wird für seine Handlungsweise bestraft werden.“

Ich wollte ihn noch fragen, wie er meinen Gegner bestrafen würde, doch ich hatte nicht mehr Zeit dazu. Das Geschrei der Sklaven war in den nächsten Faktoreien gehört worden; die Besitzer derselben kamen nun zu uns gelaufen, um zu erfahren, worum es sich handle; sie fürchteten etwa einen Aufruhr der zuletzt gekauften Sklaven. Dagombe hatte die Tür der Umzäunung offen gelassen. Durch diese traten mehrere Muselmänner mit langen Gewehren bewaffnet ein.

Sie fragten nach der Ursache des nächtlichen Lärmes und nachdem sie diese vernommen, gaben sie ihrer Verwunderung Ausdruck wegen des Attentats, dem ich leicht hätte zum Opfer fallen können; sie bezeugten mir ihre Teilnahme und die Freude, daß ich den Feind verjagt hatte. Man drückte tausend Vermutungen aus über die Person meines Gegners und fast allgemein nannte man einen Namen, den Namen desjenigen, der auf dem Markt gegen mich grobe Beleidigungen geschleudert hatte, nämlich Dagombe. Wer dies vermutete, ging nicht fehl.

Die Araber blieben einige Minuten bei uns, dann zogen sie sich in ihre Faktoreien zurück. Ben Zerai schloß die Tür der Umzäunung, versicherte mir, daß der Feind nicht mehr zurückkehren werde, und ging in seine Hütte; ich ging in die meine.

Ich machte die Tür gut zu, steckte den Dolch in dieselbe, so daß sie nicht leicht geöffnet werden konnte, und streckte mich auf meinem Lager aus. Ich überlegte, was nun tun.

Ich hatte in dieser Ortschaft einen Feind, und zwar einen mächtigen, der mich haßte und dem kein Mittel zu schlecht war, mir ein Übel zuzufügen. Mein Leben war nicht sicher und ich

hätte daselbst in beständiger Angst leben müssen. Es wäre deshalb besser, diesen Ort sobald als möglich zu verlassen. Ich war ja nach Afrika gekommen, den Pater Damian zu suchen; jetzt war ich auf seiner Spur. Die von dem guten Pater gegründete Mission befand sich in Cabambare, einem Dorf, welches kaum 200 Kilometer von Nyangué, wo ich eben mich befand, entfernt war. 200 Kilometer Weges waren für mich ein Spaziergang, hatte ich doch oft genug Tausende von Meilen zurückgelegt. Warum sollte ich nicht dorthin gehen? Dort konnte ich meinen Freund wiedersehen, mich bei ihm einige Tage aufhalten und dann weiter nach Osten reisen; auf diese Weise würde ich an das Ufer des Tanganika-Sees kommen, von wo aus ich leicht nach Zanzibar und dann nach Europa zurückkehren konnte.

Ich entschloß mich also, abzureisen. Ich hatte zwei Männer von Cabambare bei mir, denen die Landessprache bekannt war und die mich geraden Weges nach diesem Ort geführt hätten. Ich wollte schon am nächsten Tag aufbrechen; die beiden Sklaven waren aber sehr erschöpft und hatten nötig, einige Tage auszuruhen. Wir konnten jedoch auch kleine Tagereisen machen und den einen oder andern Tag vom Dorf entfernt rasten; ein längerer Aufenthalt dahier wäre für mich möglicherweise die Ursache von Unannehmlichkeiten und Leiden geworden.

Ich erwartete den Morgen und öffnete die Tür; die Strahlen der aufgehenden Sonne erhellten meine Hütte. Ich benutzte diese Helle, um meine Sachen einzupacken. Ich hatte nicht viele Dinge bei mir: einige Tauschgegenstände, nämlich Kupfer- und Eisendraht, Steinsalz, Baumwollstoffe, Nadeln, Zwirn, Scheren, Nägel, Uhren u. dgl., alles zusammen im Wert von Kr. 1000, außerdem noch Tee, Kaffee, Schokolade, Tabak, Fleischextrakt, einige Flaschen Kognak und Arzneien. Ich fügte diesen Gegenständen noch Reis, Durra, Mehl und andere Sachen, die ich bei mir hatte, bei und machte drei Pakete daraus, zwei mit je zirka 30 Kilo und ein kleineres mit 10 Kilo. In jedes Bündel gab ich Tauschfachen und Nahrungsmittel, damit ich für den Fall, daß ich eines verliere, mich des anderen bedienen konnte.

Dann ging ich in den Hof, näherte mich den Sklaven, welche mitten unter den andern schliefen, weckte sie auf und führte sie in meine Hütte.

Auf dem Wege dahin beobachtete ich sie aufmerksam; sie befanden sich in einem traurigen Zustand, ihr Gesicht war hager, die Schultern wund, doch waren sie nicht so kraftlos, daß sie nicht ein Paket von 30 Kilo hätten tragen und ein Stück Weges ins Innere zurücklegen können.

„Heute wird abgereist“, sagte ich ihnen auf französisch.

„Du bist unser Herr und wir sind deine Sklaven“, antwortete Josef, der französisch sprach.

„Seid ihr kräftig genug, zu marschieren?“

Er schaute mich verwundert an.

„Fragt so der Herr seinen Sklaven?“ bemerkte er.

„Antworte.“

„Wir sind schwach, aber wir werden gehen.“

„Mit diesem Bündel auf dem Rücken?“

Er hob das Paket auf.

„Es ist nicht schwer.“

„Sehr gut. Ich nun und trinke, du und dein Kamerad, und mach dich zur Abreise bereit“, so sagte ich zu ihm und zeigte auf die Nahrungsmittel, welche ich nicht mehr einpacken konnte, um die Last nicht zu groß zu machen, denn es war nicht wenig. Ich ging abermals in den Hof und begegnete Ben Jeran.

„Ben Jeran, du bist ein würdiger Schüler des Propheten“, sagte ich zu ihm, als er zu mir näher kam.

Er fühlte sich geschmeichelt und lachte.

„Diese Worte, welche aus deinem Munde kommen, o frommer Hadschi, gereichen mir zur Freude. Du bist ein von Allah geliebter Mensch, deine Worte haben deshalb einen besonderen Wert.“

„Es tut mir wirklich leid, deine Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen zu können, der du so gütig bist, mir selbe zu gewähren.“

„Willst du also abreisen, Emir?“ fragte mich der Gastgeber mit Staunen.

„Ja.“

„Scherzest du?“

„Nein. Ich reise in einer Stunde ab.“

„Hat dich dazu vielleicht jener Feigling gebracht, welcher dein Leben bedrohte? Fürchte

nichts; ich werde ihn suchen und ihn bestrafen. Wenn Ben Jeran eine Sache beteuert, weiß er sie auch auszuführen. Bleibe bei mir, bis du Augenzeuge der Bestrafung jenes Bösewichtes sein wirst, der dich so schlecht behandelt hat.“

„Ich wiederhole es, ich kann nicht länger bleiben.“

„Du mußt! Schlage mir diese Bitte nicht ab. Erst gestern erglänzte deine Größe in ihrem wahren Licht. Die Bewohner der beiden Dörfer erkannten deine Größe und welch schönen Gewinn sie gemacht, indem sie dich in ihrer Mitte haben. Ein Teil dieses Glanzes fällt auf mich zurück, der ich die Ehre habe, dich zu beherbergen. Verlaß mich deshalb nicht. Gewähre mir, daß ich dir noch länger jene Gastfreundschaft anbieten darf, welche dir doch gebührt.“

Ich konnte und wollte das Anerbieten nicht annehmen. Als Ben Jeran sah, daß ich entschlossen sei, abzureisen, fragte er mich: „Wohin willst du gehen?“

„Zum Tanganika-See.“

„Diese Reise ist beschwerlich.“

„Ich habe sie schon einmal gemacht, als ich hierher kam.“

„Da warst du aber mit einer großen Karawane; bedenke, daß du eine hügelige Gegend durchqueren mußt, durch große Wälder, Sümpfe und wasserreiche Flüsse; bedenke, daß die schwarze Bevölkerung des Landes grausam ist, uns, die wir die wahren Gläubigen sind, haßt und uns gern tot haben möchte. Überlege das und dann sage mir: Willst du noch diese Reise unternehmen?“

„Ich fürchte nichts.“

„Ich weiß, daß du tapfer bist, aber oft hilfst auch die Tapferkeit nichts. Und dann, wenn du krank wirst, wer wird dich pflegen? Wer deine Bündel tragen?“

„Ich habe ja zwei Sklaven!“

„Ah! Aus diesem Grund hast du sie gestern auf dem Markt gekauft? Herr, ich bewundere dich! Aus diesem Kauf hast du einen doppelten Gewinn gezogen; du hast dir bescheidene, geduldige Sklaven verschafft, die sich nicht auflehnen; diese Christenhunde wurden von ihren Missionären so gut erzogen, daß sie ihrem Herrn gern gehorchen, wie grausam er auch sein mag, und

sterben lieber, als sich gegen ihn empören. Dir ist noch überdies das Glück zuteil geworden, diese zwei Männer dem Islam gewinnen zu können und dir auf diese Weise einen schönen Lohn im Himmel zu versichern.“

Mit dem ersten Teil seiner Bemerkung hatte Ben Jeran, ohne es zu wollen, ein herrliches Zeugnis abgelegt über die Art und Weise, wie die afrikanischen Missionäre die Negervölker erziehen; mit seinen letzten Worten aber hatte er keineswegs ins Zentrum geschossen, es war aber nicht nötig, daß ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam machte.

Ben Jeran sandte hierauf einige seiner Sklaven, um die andern Araber von meiner Abreise zu benachrichtigen. Ich dankte ihm für die mir gewährte Gastfreundschaft und gab ihm eine schöne silberne Uhr zum Geschenk, welche ihm sehr gefiel und die er sich gleich mit sichtlicher Freude an den Hals hängte. Ich mußte sodann mit ihm das Frühstück einnehmen, während dessen die Araber kamen, um von mir Abschied zu nehmen. Sie drückten ebenfalls ihr Erstaunen über meine plötzliche Abreise aus, was sie nicht ohne Grund dem Attentat zuschrieben, das in der Nacht verübt worden war.

Sehr überraschte sowohl mich als die übrigen Anwesenden, daß auch Dagombe gekommen war, mich nochmals zu begrüßen. Er hatte einen weiten

arabischen Mantel mit Kapuze umgeworfen; mit demselben verdeckte er sehr gut die Wunde auf der Schulter, welche ich ihm gemacht hatte. Er ging sehr langsam und konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten; um den brennenden Schmerz zu verbeißen, biß er sich oft in die Lippen. Die Wunde war sicher nicht leicht. Seine Gegenwart überzeugte die Araber von der Unschuld ihres Kollegen; aber wenn er unschuldig war, wer war der Mensch, der mir nach dem Leben gestrebt und den ich verwundet hatte?

Gegen acht Uhr morgens grüßte ich die Araber.

Als ich die Hand Dagombes drückte, hielt ich den Mund an sein Ohr und sagte ihm mit leiser Stimme, so daß ich nur von ihm gehört werden konnte: „Ich habe dich erkannt, aber ich habe dich nicht verraten.“

Er erblaßte, seine Hand, welche ich mit der meinen festhielt, zitterte krampfhaft und ganz leise antwortete er mir: „Zweifle nicht, ich werde mich rächen!“

Das war der Dank für meine Verzeihung! Und dann leugnet man noch, daß es Menschen gibt, die ärger sind als die wilden Tiere!

Die Araber begleiteten mich bis zum Fuß des Hügels, wo sie von mir Abschied nahmen. Mit den beiden Negern setzte ich die Reise fort.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Marien-Verein für Afrika.

Am 28. Jänner fand in Wien im großen Gemeindehausaal im III. Bezirk eine sehr gut besuchte Versammlung des Marien-Vereins von der Pfarrgruppe St. Rochus statt. Der hochwürdige Kooperator Herr Nitschmann begrüßte als geistlicher Konjulent die Anwesenden aufs herzlichste, besonders den hochw. Herrn Kanonikus Schöpfleuthner, geistlichen Rat Pfarrer Gold und den hochw. P. Rektor Hansen von St. Gabriel. Er wies hin, wie ganz besonders in der jetzigen Zeit es not tue, die Mission zu unterstützen, nachdem Frankreich, welches immer am meisten für

die Missionen getan, durch die traurigen kirchlichen Verhältnisse im eigenen Land jetzt daran gehindert wird und wie in Deutschland jetzt so viel für die protestantischen Missionen gearbeitet wird, es also um so notwendiger sei, daß Österreich sein Möglichstes tue, um die Missionen zu unterstützen.

Der hochw. Herr Kanonikus Schöpfleuthner, welcher die erste Ansprache hielt, wies auf das Fest der heiligen Familie hin, welches gerade an diesem Tage heuer gefeiert wird, und erinnerte daran, welche harte Entbehrungen und Mühsale die heilige Familie bei der Flucht nach Ägypten zu erleiden hatte; er erzählte auch eine liebliche

Legende, wie ein häßliches afrikanisches Mädchen durch Berührung des holdseligen Jesukindleins schön von Angesicht wurde, wie wir aber durch Unterstützung des Marien-Vereins den armen Afrikanern vermitteln können, daß sie durch die Gnade dem lieben Heiland der Seele nach schön und ähnlich werden können. Der hochw. Herr Kanonikus zeigte nun in seiner praktischen, herzlichen Weise besonders auch den vielen anwesenden Kindern, wie durch die kleinsten Gaben der Marien-Verein unterstützt werden kann, wie aber Missionäre, Missionschwwestern und Missionsbrüder in Afrika auch benötigt werden und wie durch Agitation für den Verein gearbeitet werden kann.

Vergessen wir nicht auf den Ausspruch Jesu: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Wenn wir an den armen Schwarzen Barmherzigkeit üben, werden wir auch auf unsere Familien in Europa Gottes Segen herabziehen. Nr. 164-40 wurden dem hochwürdigen Herrn Kanonikus aus den Einnahmen der Pfarrgruppe überreicht.

Die nächste Ansprache hielt der hochwürdige P. Rektor Hansen, welcher an Beispielen zeigte, welche Wunder oft durch Kinder, die sich für die Missionswerke begeistern, gleichsam geübt werden. Durch den Kindheit Jesu-Verein wurden 18 Millionen Heidenkinder getauft. Die Erhaltung des Missionsinstitutes St. Gabriel sei auch oft wie ein Wunder zu betrachten; mit welchen Sorgen und Mangel hatte man anfangs dort zu kämpfen, Gottes Vorsehung hat aber doch immer wieder geholfen. Es wurde die Wichtigkeit der Missionen in Indien und Japan besprochen und die großen Gefahren, welche den Missionen in Afrika immer durch die Mohammedaner drohen, die Tausende der Schwarzen zu ihrer Religion hinüberziehen; aber bei den Mohammedanern ist auf keine Bekehrung zum Christentum zu rechnen. An Beispielen zeigte der hochw. Redner, wie manche Familien Großes und Vieles für die Missionen getan haben, und wurde zur Nachahmung empfohlen. Wir arbeiten nur an unserem eigenen Glück, indem wir Gottes Segen auf uns herabflehen.

In den Zwischenpausen erfreute wieder Frau Kaiser durch ihren seelenvollen Gesang die An-

wesenden. Am Schluß wurden von mehreren Mitgliedern des christlichen Arbeitervereins aus der Gollnergasse humoristische Szenen vorgeführt, die großen Beifall fanden und allgemeine Heiterkeit erregten.

Das Schiff der Wüste.

Die eigentümliche Körperbeschaffenheit des Kamels — wegen seiner Verwendbarkeit das Schiff der Wüste genannt — ist ein leuchtender Beweis von der unendlichen Weisheit dessen, der alle Dinge mit wunderbarer Ordnung zweckentsprechend eingerichtet hat. Das Kamel ist für die Wüste geschaffen.

Die Sohle der breiten Füße ist in zwei Zehen geteilt, die jedoch nach außen verbunden sind, und deshalb halten sie den ganzen Körper durch ihre Elastizität hoch und verhindern, daß das Tier im Sande, auf dem es mit ruhigem Schritte geht, einsinkt. Die Nasenlöcher sind so gebildet, daß sie das Tier nach Belieben schließen kann, um nicht den vom Simun (Wind) aufgewirbelten Sand einatmen zu müssen. Die oberen Schneidezähne sind sehr scharf, damit es die zähen Gesträuche und die verkümmerten Wüstenpflanzen, wie Flechten u. a., abbeißen kann; besonders providenziell ist der in Zellen abgeteilte Magen. Er ist ähnlich dem der anderen Wiederkäuer, doch hat der erste Teil, der Pansen, zwei Anhänge; in diesem befinden sich Drüsen, welche fast beständig eine wasserähnliche Flüssigkeit absondern, oder es wird darin das Wasser, das die Tiere schnell getrunken haben, eine Zeitlang unverfehrt aufbewahrt. Dieses Wasser, das entweder erzeugt und abgesondert oder nur im Pansen aufbewahrt wird, genügt dem Kamel, so daß es viele Tage auf weiten Reisen, welche durch die Wüste gemacht werden, ohne Trank aushalten kann. Die sieben Schwielen an den Gelenken der Gliedmaßen und am Halse und der Hücker am Rücken scheinen so geschaffen zu sein, daß sie dem Menschen dienen. Diese Schwielen sind die Stützpunkte für das Tier, wenn es niederkniet, um die Last aufzunehmen, und manche geben vor, sie wären die Folge seiner Leistungen als Lasttier, ähnlich wie die Schwielen am menschlichen Fuße die Folge von zu engen

Schuhen sind. Ein Naturforscher, der über das Dromedar geschrieben hat, behauptet, er habe diese Schwielen an Neugeborenen schon beobachtet; aber man kann sagen (besonders da man nicht weiß, seit wann das Kamel zum Dienste des Menschen verwendet wurde), daß diese Schwielen von einer Generation auf die andere von der ersten Rasse, welche unter die Zucht des Menschen gestellt wurde, übergegangen ist. Auch muß noch hinzugefügt werden, daß der Höcker, welcher eine fette Absonderung ist, vom Tier absorbiert wird, wenn es hungert, und so gewissermaßen als Vorrat für die Zeit der Not, die etwa auf einer Reise durch die Wüste vorkommen kann, dient.

Mehrfach ist die Verwendung des Kamels. Den Arabern gibt es Fleisch und Milch. In den Somaliländern wird es gemästet und das Fleisch gegessen; die Milch wird, weil zu dick, mit Wasser verdünnt. Aus der Haut macht man Gürtel und Sandalen. Der Mist wird als Brennmaterial benützt; aus dem Ruß dieses letzteren gewinnt man Ammoniak. Die Kamelhaare werden in Afrika, Kleinasien und dem Kaukasus zu Garnen für Teppiche und naturfarbiges, weiches Tuch, die feinen weichen Grundhaare in der Kammgarnspinnerei, mit feinen Wollen vermischt, zu Phantasiiegarnen verarbeitet. Kamelhaare werden auch ausgeführt, um daraus Pinsel für Maler zu verfertigen. Die Haare persischer Kamele sind besonders geschätzt. Man unterscheidet drei Gattungen: schwarze, rote und graue; die kostbarsten sind die schwarzen, dann kommen die roten und grauen; letztere haben den halben Wert. Doch ist dieser Nutzen gering im Vergleich zur Verwendung als Transportmittel für den Handel, weshalb die Tiere poetisch „Schiff der Wüste“ bezeichnet werden, denn sie sind die lebenden Maschinen, mittels derer die Verbindungen durch endlose Wüsten hergestellt werden, ohne welche man keine solche weiten Strecken zurücklegen könnte. Diese beschwerlichen Reisen werden dem Kamel verhältnismäßig erleichtert durch den eigentümlichen organischen Bau und die äußerste Genügsamkeit des Tieres. Auf manchen solcher Reisen gibt es Beweise von äußerst scharfem Geruchssinn. Mehrmals kam es vor, daß ein Kamel, ganz erschöpft vor Müdigkeit und Durst, die

Salster zerriß und in gerader Linie einer Quelle zulief, welche den andern Bierfüßlern der Karawane und selbst dem Menschen entgangen war.

Das Kamel lebt in Arabien, Persien, der südlichen Tartarei, in einigen Gegenden Indiens und besonders in Nordafrika, Ägypten, Nubien, südlich bis Sansibar, westlich bis zu den Kanarischen Inseln, auch in Kleinasien und den Kaukasusländern; in Nordamerika und namentlich in Australien hat man es zum Teil mit Erfolg eingebürgert. Es ist kaum in Zweifel zu ziehen, daß das Kamel seit den ältesten Zeiten in Asien und Afrika einheimisch lebt und als Transportmittel in der Levante galt; dafür bürgt an mehreren Stellen die Heilige Schrift von der Genesis bis zu den Evangelien.

Zaubermittel gegen Kopfschmerzen und Rheumatismus.

Wenn auch die Neger ihr Gehirn nicht sonderlich anstrengen, so kommt es doch zuweilen vor, daß sie, weil sie Menschen sind, mit Kopfschmerzen behaftet sein können. Sind die Schmerzen stark, so sucht der Kranke den Zauberer, der dieses Leiden kuriert, auf, der ihm kurz und bündig erklärt: „Du hast Kohlen im Kopfe!“

Der Zauberer geht nun in seine Hütte und trifft die Vorbereitungen zu seiner Kur, die hauptsächlich darin bestehen, daß er einige kleine Kohlen im Mund verbirgt und ein kleines Messer in die Hand nimmt. Dann macht er dem Patienten einen kleinen Einschnitt in die Stirne, saugt Blut und speit es mit den Kohlen aus. Es mag sein, daß durch den kleinen Aderlaß die Kopfschmerzen gelindert werden; das abergläubische Volk schreibt aber die Linderung oder Heilung den vermeintlich entfernten Kohlentelchen zu.

* * *

Im allgemeinen ist Afrika nicht das Land zu nennen, wo man sich rheumatische Leiden holt. Von Ärzten wird sogar mit Rheumatismus Behafteten geraten, einen längeren Aufenthalt in wärmeren Ländern zu nehmen. Da aber in manchen Gegenden die Tages- und Nachttemperatur sehr große Unterschiede aufweisen und besonders die frühen Morgenstunden empfindlich kalt sein können und außerdem die Neger wenig

oder nicht bekleidet sind, so gehören rheumatische Krankheiten nicht zu den Seltenheiten. Träger besonders, welche nicht selten Chors und sonstige Gewässer und Sümpfe durchwaten müssen, sind der Gefahr ausgesetzt, daß ihnen die Gicht in die Beine fährt.

Hat nun einen der Schwarzen das Mißgeschick betroffen, so geht er zu dem Zauberer für rheumatische Leiden und klagt ihm sein Leid. Ohne viel Worte zu verlieren, sagt ihm der Zauberer: „Du hast Steinchen in den Kniescheiben!“ Auch dieser Zauberer verschwindet in der Hütte und kommt bald wieder zum Vorschein, um den Kranken in Behandlung zu nehmen. Er unterwirft die leidende Stelle einer tüchtigen Massage und zeigt dann ein paar Steinchen, die er vorher zu sich gesteckt hatte. Wie im vorhergehenden Fall der kleine Aderlaß nicht ohne günstige Wirkung ist, so kann es auch vorkommen, daß nach einer Massage der Leidende wenigstens eine augenblickliche Besserung zu verspüren glaubt und dem Zauberer mit Freude das verlangte Honorar zahlt. Ein Volk muß doch tief gesunken sein, wenn es so im Banne der Zauberer steht.

Ausstellungsbrief des Kameruner Königs Fatlala an seine Schwiegermutter.

Liebe Mutter! Heute wird hier die Bude zugemacht, wie die Berliner sagen. Die Kolonialausstellung muß ohne uns weiter bestehen; aber es wird auch so gehen, denn die Berliner machen alles, auch wenn sie dabei Pleite (Krach) machen. Liebe Schwiegermutter, es gefällt mir hier sehr gut, obwohl ich so weit von Dir entfernt bin. Gerne wäre ich mit meiner Kalinka hier geblieben, aber es ist zu kalt hier in Europa und auch sonst nicht gemütlich. Es ist zu viel Kultur hier. Wenn man von Treptow nach dem großen Berlin fährt, wo mehr Häuser und Menschen sind als in ganz Afrika, sieht man überall die Spuren der Kultur. Erst kommt man an dem Zuchthaus in Rummelsburg vorbei, dann sieht man an allen Straßenecken und manchmal auch noch mitten in den Häuserreihen Feuerwasserläden. Kein Wunder, daß hier die Kultur so hoch steht, daß wir armen Afrikaner nicht nachkommen können. Auch darin

zeigt sich die Bildung der Preußen — so heißt der in und um Berlin wohnende Stamm der Deutschen — daß jeder Mensch Soldat ist und ein Gewehr oder eine Kanone besitzt. Ein guter Bekannter sagte mir, hier kämen die Jungens schon mit der Pickelhaube zur Welt, was ich aber kaum glauben kann, denn mein Freund ist ein Spaßvogel und überdies habe ich Kinder von Weißen in dem Brutapparat gesehen, die sich nur durch ihre häßliche weiße Farbe von unsern niedlichen Nigger-Babys unterscheiden. Auch sonst ist es in der Ausstellung ganz hübsch, besonders im Vergnügungspark; aber leider dürfen wir wegen des vielen Rums, der dort zu haben ist, nicht oft hinüber. Die Berliner sind komische Leute; obgleich es in Berlin Kneipen genug gibt, wo sie billig Bier und Schnaps bekommen können, fahren sie lieber hier heraus nach Treptow und bezahlen 50 Pfennig Eintrittsgeld, um mehr Geld für ihr Vergnügen ausgeben zu dürfen. Auch sonst ist der Berliner ein merkwürdiger Stamm: er benützt die Gänse nicht nur zum Reiten und Fahren, sondern auch zum Wurstmachen. In der Kleidung herrschen hier merkwürdige Bräuche. Die Weiber, welche Damen heißen, gehen oben aus wie ein Luftballon; die Männer dagegen machen noch einen lächerlicheren Eindruck: unten haben sie zwei Schornsteine um die Beine; dann kommt ein größerer Schornstein um den Rumpf und dann wieder ein kleinerer, aber schwarzglänzender auf dem Kopf. Trotzdem heißen sie nicht Feuermänner, sondern Gigerl, ein Wort, wofür es bei uns keine Bezeichnung gibt, weil wir Wilde in der Kleidung die Einfachheit lieben. Als wir hier ankamen, fragten wir gleich, ob wir nicht die Herren Peters, Schröder und Leiß gebührend begrüßen könnten. Es wurde uns aber bedeutet, daß die Herren uns hier nicht zu sprechen wünschten, was uns sehr peinlich berührte, da wir doch gerne die alte afrikanische Bekanntschaft erneuert hätten. In Europa ist das ganz ungefährlich, denn die Herren laufen hier ohne Nilpferdpeitsche und Revolver herum. Nun leb' wohl bis nächstens; wenn Du diesen Brief erhältst, sind wir längst auf der Fahrt nach dem schönen Afrika und fragen nicht mehr darnach, ob die Berliner mit ihrer Ausstellung Bankrott machen.

Fatlala.

Man bittet ums Gebet: in zwei Herzensanliegen — in einem sehr schwierigen Anliegen — um Heilung von einem Fußhebel — in Berufsangelegen — in schwerer Not — in vielen anderen Anliegen. — Im Falle der Erhörung haben mehrere die Veröffentlichung versprochen.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der unbefleckten Gottesmutter Maria, dem heiligen Josef und dem heiligen Antonius sei ewiger Dank gesagt für wunderbare Errettung einer Dienstmagd, die bei einer Maschine von der Transmissionskraft erfasst worden und dabei unverletzt geblieben ist — für Befreiung von arglistigen, bösen Menschen — für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Gaben-Verzeichnis vom 1. Jänner bis 1. Februar 1910.

In Kronen.

Opferstod: Alberschwende J. M. 1; Allhaming M. Sch. 20; B. d. C. 42; Alfoven v. M. 100; Altenstadt J. Sch. 3; Amlach T. M. 3; Ansfelden W. d. C. 88.20; Nishhausen M. L. 5 90; Nubing G. St. 4; Nuchowig Pf. D. 3; Beinwil Pfr. Fr. 3.30; Berlin J. L. — 66; Biedermannsdorf U. S. 1; Bozen A. L. 8; J. G. 6; U. W. 1; Th. G. 2; M. G. 1; Brizen J. R. 1050; B. C. 18; T. J. 3; J. J. 1; Ran C. 3; Brunel A. C. 3; Buchenstein Def. S. 1; Dornbirn Gesch. C. 3; Gesch. B. 3; Droschendorf P. S. 4; Elbigentalp St. K. 1; Engers W. St. 2.65; Gengenkirchen W. d. C. 37.50; Enzing K. Sp. 3; Fornach W. d. C. 17.56; Franzensfeste durch Benef. St. 5; Gaspoltschafen W. d. C. 18; Gais Koop. K. St. 1; Geboltskirchen W. d. C. 8; Gleint W. d. C. 11; Gmund Pfr. L. Sch. 3.16; Gmunden R. 2; M. Sch. 3; Goffenjaß M. A. 2; Graz M. W. 2; Grainau J. Sch. 1.17; Gries b. B. 1; G. B. 1.—; Grünburg Th. B. 1.87; R. R. 1; Grünhof Geistl. Rat G. 5.04; Gunmer M. M. 1; Hagelsberg W. d. C. 44; Hoffkirchen W. d. C. 45; Hohenems D. M. 1; Holzgau Th. St. 1; Imst Th. M. 2; Innsbruck S. P. 1; L. L. 3; Kalkham W. d. C. 27; Kalksburg Pfarramt 15; Kaltern A. M. 2; Kematen W. d. C. 76; Th. Sch. 1; Klagenfurt J. D. 2; Kirchdorf A. P. 1; Koloman J. G. 1; Kommingen J. B. 5; Kostelzen Pf. J. Sch. 1; Kronstorf W. d. C. 36.80; Kuffstein J. Sch. 3; Laa-fischen W. d. C. 30; Lannach J. R. 3; Lana J. G. 8; M. J. 8; Layen Pf. G. 20; Längensfeld P. G. 1; Lienz J. M. 1; C. S. 3; Linz J. M. 1; Losenstein M. J. 1; Maisach A. M. 1.31; Maria Trost M. St. 1; Mattes Def. S. 0.65; Mauerkirchen R. St. 4 (für den Marienverein); Melf Prof. L. B. 3; Milland J. R. 1.75; M. S. 3; Mühlbach M. A. 2; Mühlbach G. L. 8; Mihfried D. J. — 66; München R. R. 7.07; L. Sch. 1.65; G. C. 7.04; R. M. 1.65; W. B. 1.17; Nals J. R. 1; Natters L. M. 1; Neudorf Th. H. 1.14; Neuhofen W. d. C. 49; Niedertappel Pf. S. 2; Niederenkirchen W. d. C. 50.50; Niedernsill Koop. J. L. 1; Nikolsdorf A. S. 20; Oberwang W. d. C. 40.60; Ddrau M. J. 4; Ort b. G. J. R. 4; Peterskirchen W. d. C. 41.50; Peuerbach W. d. C. 4; Pittenhart Pf. G. G. 5.86; Pinsdorf W. d. C. 20; Pöndorf W. d. C. 68; Pötting W. d. C. 39; Prag Kard. v. Stribensky 1; Pram W. d. C. 66; Prambachkirchen B. M. 400; Puchkirchen W. d. C. 20.42; Pucking W. d. C. 52; Raab W. d. C. 59.68; Rauris C. S. 1; Regau W. d. C. 21.90; Remsitz Pf. A. P. 1; Ried i. Inn. Th. W. 3; W. d. C. 2.1; Rudolfsthal W. d. C. 2.60; Ruprechts-hofen Benef. J. S. 2; Salzburg M. L. 3; J. R. 2; St. Andrä Pf. A. T. 1; St. Johann i. P. Deh. P. R. 1; St. Lambrecht W. d. C. 63.63; St. Maria-fkirchen Pfarramt 100; St. Pölten A. B. 1; J. S. 1; L. R. 10 (Antoniusbrot); St. Ulrich W. d. C. 40; St. Willibald W. d. C. 35; Sarns Bar. v. Sch. 8; Dir. J. P. 3; Sattel Pf. J. G. 3; Schalders Pf. J. R. 1; Schladenwörth J. P. 1; Schlierbach W. d. C. 18.50; Schörfling W. d. C. 54; Schwarz Sch. S.

— 65; Schwarzau St. Ant. K. 3; Seitenstetten J. W. 1; Sillian A. R. 1; Dr. W. Sch. 1; Steele S. Sch. 3.90; Spytal T. K. 3; Steinbach a. Bg. W. d. C. 54; Steinbach W. d. C. 42; Steinhaus b. W. W. d. C. 72.70; Steyr M. R. 1; J. M. 2; Tais-fkirchen W. d. C. 30; Taufkirchen W. d. C. 14; Tei-fing Benef. J. L. 2.65; Thamsletten R. L. 8; Tramin J. R. — 30; Tumelsham W. d. C. 43; Unserfrau i. Sch. M. G. 2; Unterpanitz Exp. R. 8; Willanders W. 30; Willnöb R. G. 8; Wöcklamarkt W. d. C. 172.90; Waisrach T. M. 3; Waizenkirchen W. d. C. 100; Weerberg Koop. C. L. 1; Weichstetten W. d. C. 32; Weßkirchen W. d. C. 88.91; Wien Pf. W. R. 2; M. C. v. U. 2; Wimsbach W. d. C. 58; Wollaburg Pf. M. G. 26.92; Zell a. P. W. d. C. 28; Zöbly L. J. 1.

Zur Personifizierung von heiligen Messen sandten

ein: Alhrweiler C. J. 33.59; Arbesbach J. C. 8; Nishhausen M. L. 35.10; Nubing G. St. 8; Nidhofen A. S. 8; Buchenstein M. d. T. 4; Eggenberg Schw. 16; Frohnleiten J. Sch. 4; Gars A. G. 44; Kempten P. M. 3.51; Klein-Strelitz J. R. 3.65; Landek R. R. 20; Linz A. C. 6; Lusitanen M. A. R. 4; Milland J. R. 4; G. d. B. 5; N. R. 22; München R. R. 4.68; Nikolsdorf A. S. 62; Salzburg J. R. 2; St. Leonhard P. C. 2.20; St. Radegund L. Sch. 66; Sarntheim M. G. 3; Sillian A. W. 2; Unterbrud J. S. 20; Waizenkirchen K. Sch. 2.80; Wien L. S. 3.—

Für die Mission: Altach Pf. J. J. 5; Fiedt J.

P. 1; Frohnleiten J. Sch. 2; Gars Ko. A. G. 3; Hoffkirchen Th. A. 3; Innsbruck A. M. 1; Jeneßen Pf. 10; Kaltern J. L. 2 (Antoniusbrot); Kirchbichl Rod. S. 3; Klagenfurt Domh. W. 2; Kostelzen Pf. Fr. Sch. 15; Linz M. G. 1; St. Martin Pf. J. L. 8; Milland B. Widh. 50; Pichl Pf. M. 20; Ruprechts-hofen Ven. J. S. 11; Ruidersdorf J. R. 4; Salz-burg d. d. St. P. Cl.-Sodal. 30; Sillian A. W. 2 (Antoniusbrot).

Für Khartum: Hohenems A. M. 10; Rentte

A. A. 5.

Für Port Sudan: Walporzheim J. R. 5.85.

Für Pater Craxolara: St. Cassian J. C. 65.

Zur Taufe von Heidenkindern: Niederenkirchen B. C. 20 (Maria); Sarns N. R. 40 (Thaddäus und N. R.); Thuringenberg d. Pf. J. St. 13.

Ferner sandten ein: Abtei Briefmarken; Brizen B. G. Bücher; Kan. C. Bücher; L. G. Briefmarken; Frohnleiten J. Sch. Briefmarken; Kremsmünster B. v. Ch. W. Briefmarken, Staniol etc.; Klausen Brief-marken; Milland Briefmarken; Oberdrauburg Brief-marken; Ried M. S. Briefmarken; Ranggersdorf S. S. Pf. Briefmarken; Rudolfsthal Briefmarken; Ru-prechtshofen S. H. S. Bücher, Zither; Schlitters Briefmarken; Unser Frau im Walde P. D. Pl. Flöte mit Schule; Wien M. S. Briefmarken; Ziano T. J. einen Sack Gerste.

* * *

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Ein glänzender Erfolg ist einem Büchlein geworden, das Bischof Keppeler von Rottenburg unter dem Titel „Mehr Freude“ (Herder, Freiburg; geb. Mk. 2.60, Mk. 5.— und Mk. 5.50) hat erscheinen lassen und das nicht nur in katholischen, sondern auch in nichtkatholischen Kreisen freundliche Aufnahme gefunden hat. Vor Ostern ist es zuerst erschienen und schon kam die Verlags-handlung mitteilen, daß soeben das 35.—50. Tausend ausgegeben worden ist. Ein bedeutender Erfolg, der sich aus dem Wert des Büchleins erklärt, denn es enthält eine Fülle herrlicher Gedanken in vollendeter Form; aber auch daraus, daß es so recht zeitgemäß kommt, denn das Verlangen nach mehr Freude erhebt sich heute in allen Kreisen stürmischer als je. Bischof Keppeler weist die Wege, die nach dem erstrebten Ziele führen, und die Hindernisse, die zu überwinden sind. Das Büchlein bietet, wie ein Kritiker sagt, eine „Philosophie vehementer, glühender Lebensbejahung gegenüber dem herrschenden Pessimismus“.

Der Seelenfriede. Nach Ambrosius von Lombes O. F. M. bearbeitet von Dr. Ewald Bierbaum, weiland Pfarrer von St. Mauriz in Münster. Dritte, verbesserte Auflage, herausgegeben von Athanasius Bierbaum O. F. M. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und der Ordensobern. 12°. (XII u. 330.) Freiburg und Wien 1910, Herder'sche Verlagshandlung. Mk. 2.20 = Kr. 2.64; geb. in Kunstleder Mk. 2.80 = Kr. 3.36.

Dank dem P. Lombes, der in seltener Weise in seinem Büchlein „Der Seelenfriede“ das Friedenthema behandelt hat. Er zeigt darin die Vortrefflichkeit des Seelenfriedens, dessen Hindernisse und Gegenmittel, dann die Mittel, ihn zu erlangen, und

endlich die praktische Anleitung, um zum Genusse des Friedens zu kommen. Es ist eben, und wir sagen das nach einem aufmerksamen Studium desselben, P. Lombes' „Seelenfriede“ eine kurzgefaßte Askese, die alles enthält, was der Seele zur Erlangung des Heiles nützt. Ueberall ist da aus dem praktischen Leben geschöpft, überall geht es auf das praktische Leben hinaus.

Für die Bibliothek des Klerus und der Klöster und nicht minder für jeden heilsbesessenen Christen kann das Büchlein nur aufs wärmste empfohlen werden.

Zwischen der Schulbank und der Kaserne. Wegweiser für die Jugend von Alban Stolz. Dreizehnte Auflage. 16°. (38.) Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. 12 Pfennig; 6 Stück in einem Paket 60 Pfg. = 72 Heller.

Das Schriftchen will den heranreifenden jungen Mann auf dem Pfade der Tugend erhalten und ist zur Massenverbreitung bestimmt. Insbesondere bezieht die an der Jugendsorge interessierte Geistlichkeit das eindrucksvolle Schriftchen zur Verteilung an die schulentlassenen Knaben.

Der beichtende Christ oder: Wie löst man Gewissenszweifel im christlichen Leben? Von P. Fructuosus Hofermaier O. F. M. 53.—60. Tausend. Preis gebunden 2 Mk. und höher. — Das Buch kann jetzt auch in Kleinformat 13×9 cm mit kleinem, aber gut leserlichem Druck (Preis geb. Mk. 2.—) sowie in Großformat 19×13 cm mit sehr großem Druck für schwache Augen (Preis geb. Mk. 2.50) bezogen werden.

Der große Anklang, den das Buch bis jetzt allenthalben gefunden, ist die beste Empfehlung desselben.

Schreibmaschinen, gebrauchte und neue,

amerikanische und deutsche Systeme, unter Garantie, äusserst billig gegen bar oder Teilzahlungen.

Alfred Bruck, München 9, 11 Kaufingerstraße 11 (Paulanerbräu).

Junge Leute, Handwerker wie Schuster, Schneider, Tischler usw. sowie Bauern finden als Laienbrüder

freundliche Aufnahme im
Missionshaus in Willand bei Brixen.